

Swetlana DEMKINA (Text und Fotos)

LANDWIRTSCHAFT

## „Ich beschäftige mich mit einer Sache, die ich liebe!“



Alexander Meier, der Leiter der Bauernfarmerwirtschaft.

Der Farmer Alexander Meier aus Polewoje, Deutscher nationaler Rayon, meint, wenn ein Mensch das tut, was ihm gefällt, dann klappt alles besser. Er selbst fand seine Lieblingsbeschäftigung in der Landwirtschaft. Die Liebe zu den Landarbeiten erzog in ihm sein Vater, der sein ganzes Leben in der Landwirtschaft beschäftigt war. Zurzeit leitet Alexander Meier die Bauernfarmerwirtschaft, auf deren Basis er auch eine Viehfarm gründete, an der die gesamte Familie beteiligt ist. Jetzt hat die Familienwirtschaft einen bestimmten Erfolg erreicht, was zahlreiche Auszeichnungen bestätigen. Die letzte davon ist die Goldmedaille der allrussischen Ausstellung „Goldener Herbst“.

### IN VATERS FUSSTAPFEN TRETEN

Alexander Meier wurde am 2. Januar 1979 in Kasachstan, im Rayon Balkaschino, Gebiet Akmola, geboren. Noch in der Kindheit mochte es Alexander, beim Vater in der hiesigen Wirtschaft seine Freizeit verbringen. Hier war der Vater, der auch Alexander heißt, in der Werkstatt als Mechaniker tätig. Der Sohn half ihm gern, Landwirtschaftsmaschinen reparieren. Während der Aussaat oder der Ernte wurde Alexander Senior auch als Mechanisator zu Feldarbeiten einbezogen. Und ob im Traktor oder Mähdrescher war der Sohn ausnahmslos dabei. Im Alter von 16 Jahren wurde Alexander Junior anvertraut, selbstständig mit dem Mähdrescher zu arbeiten.

Im Jahr 1999, als Alexander Meier 19 Jahre alt war, siedelte er nach Altai um, und zwar ins Dorf Polewoje im Deutschen nationalen Rayon. Zu dieser Zeit hatte der junge Mann in Kasachstan das Agrarcollege - die Filiale der Agraruniversität Akmola - absolviert. In Polewoje sah der junge Landwirt keinen anderen beruflichen Weg, als die Familiensache fortzusetzen. Viele Jahre arbeitete er in der landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft Tierzuchtbetrieb „Sibirij“, der damals in Polewoje funktionierte, und erreichte hier die Position des Hauptingenieurs. Als die Wirtschaft aufgelöst wurde, wollte Alexander Meier seine Lieblingsbeschäftigung nicht aufgeben und gründete im Dezember 2014 eine eigene Farmerwirtschaft.

### DER START

Meiers Farmerwirtschaft begann mit drei und ein bisschen später neun Kühen und zwei Landwirtschaftsmaschinen - einem Traktor sowie einem alten Mähdrescher „Niwa“. Es gab noch 1800 Hektar gepachtetes Land im Rayon Chabary und die von der ehemaligen Wirtschaft „Sibirij“ gekauften Werkstatt wie Kuhställe. „Zuerst hatte ich etwas Angst, ob es mit dieser Sache klappen würde“, erinnert sich Alexander Meier. Seine Zweifel zu zerstreuen, half die staatliche Förderung. Im Jahr 2015 war der Farmer unter den ersten Teilnehmern des Programms zur Unterstützung von Bauernanfängern und erhielt 1,5 Millionen Rubel Zuschuss für die Entwicklung der Wirtschaft.

„Alle Geldmittel gab ich für reinrassige Rinder aus“, berichtet der Farmer. Zurzeit zählt Meiers Rindviehherde 470 Stück, wovon 230 Melkkühe sind. Der Milchertag in seiner Wirtschaft bildet jährlich 6000 Liter pro Kopf. „Obwohl wir keinen Status als Tierzuchtbetrieb haben, streben wir aber danach. Alle Rinder sind bei uns reinrassige rote Steppenkühe“, fügt der Wirtschaftsleiter hinzu.

Einige Jahre später gewann Alexander Meier wieder in einem Förderwettbewerb und erhielt noch einen Grant für die Gründung eines Familienviehbetriebes. „Das hat uns wesentlich geholfen, die Herde zu erneuern und zu vergrößern“, so der Leiter der Bauernfarmerwirtschaft.

### NEUE KULTUREN UND MODERNE TECHNIK

Auch das Ackerland wurde in Meiers Farmerwirtschaft mit der Zeit



Es wurde mehr als nötig Futter für diesen Winter eingelagert.



Die Ernte geht in Polewoje ohne Stress. Auf dem Weizenfeld.

vergrößert. Zurzeit verfügt man hier über 5219 Hektar Ackerfläche. Von den 3700 Hektar des gesamten Ackerbodens sind 1200 Hektar für Weizen bestimmt. Auf 400 Hektar kultiviert man Sonnenblumen. Den Rest bestellt man mit Silomais, Gerste und Getreidemischung für Futter. „Auf 40 Hektar bauten wir in diesem Jahr Buchweizen an“, teilt Alexander Meier mit. „Im nächsten Jahr planen wir, die Saatgutstruktur zu verändern. Für den Buchweizen werden schon 250 Hektar bestimmt. Außerdem haben wir 150 Hektar mit Wintergetreide, und zwar mit einer neuen Futterkultur Triticale (Weizen- und Roggen-Hybrid) gesät. Daneben planen wir auch mit dem Flachs zu beginnen.“

Für den Landwirt ist es außerdem sehr aktuell, alle nötigen Futtermittel zu besorgen, um die Rindviehherde zu ernähren. Deswegen nehmen einen wesentlichen Teil aller Ackerflächen auch Heuwiesen und Weiden ein. So darüber der Farmer selbst: „In diesem Jahr ist die Situation mit dem Ernteertrag wie mit Futter im Vergleich zum vorigen Sommer besser. Derzeit haben wir schon mehr als nötig Futter beschaffen.“ Insgesamt wurden etwa 500 Tonnen Heu und 400 Tonnen Stroh eingelagert. Außerdem wurden 7000 Tonnen Silomais und 15 000 Zentner von Anwelksilage aufbereitet.

Für die erfolgreiche Arbeit einer beliebigen Wirtschaft ist auch die moderne Technik sehr wichtig. In Meiers Farmerwirtschaft sieht die Situation mit der Landwirtschaftstechnik zurzeit ganz anders als am Anfang aus. Von Jahr zu Jahr wurde der Maschinenpark hier erneuert und erweitert. In der Wirtschaft gibt es derzeit genug Landwirtschaftsmaschinen, darunter sind zwei Mähdrescher, zwei Mähmaschinen, eine Futtervollerntemaschine, ein moderner Lader, ein neuer Minisäkomplex, fünf Traktoren und anderes mehr.

### DAS WICHTIGSTE SIND DIE LEUTE

Davon ist Alexander Meier fest überzeugt. „Ich habe ein gutes Team von Mitarbeitern. Am Anfang hatte es unsere Wirtschaft nicht leicht. Es gab nicht viel Geld, der Lohn war gering. Jedoch gingen die Spezialisten unserer Wirtschaft diesen schwierigen Weg mit mir Hand in Hand“, berichtet der Wirtschaftsleiter. „Ich kann mich auf sie verlassen, sie bleiben unserer Sache mit Leib und Seele treu.“ Die Verantwortung hat, laut Alexander Meier, in der Landwirtschaft eine große Bedeutung. Man muss dabei alles rechtzeitig machen. Wenn man eine Kuh nicht rechtzeitig füttert, gibt es keine Milch. Wenn man nicht sät, bekommt man keine Ernte.

(Schluss auf Seite 2)

### EREIGNISSE

#### Renovierung der Kulturhäuser

In der Altairegion wurden nach Kapitalrenovierung noch drei Dorfkulturhäuser eröffnet, meldet der Pressedienst der Regionalregierung. Die Mittel zur Renovierung dieser Gebäude in den Rayons Pankruschicha, Kruticha und Bystryj Istok wurden im Rahmen des föderalen Projektes „Kultur der kleinen Heimat“ bereitgestellt. Für die Renovierung des Kulturhauses im Dorf Lukowka des Rayons Pankruschicha waren etwa 4,5 Millionen Rubel aus dem föderalen Haushalt bestimmt. Im Rayon Bystryj Istok wurde unter Mithilfe des föderalen Budgets das Kulturhaus im Dorf Priobskoje renoviert. Zu diesem Zweck bekam die Rayonsleitung etwa drei Millionen Rubel aus dem Staatshaushalt. Im Dorf Sakowrjaschino des Rayons Pankruschicha wurde das Dorfkulturhaus dank dem föderalen Zuschuss von 2,4 Millionen Rubel kapital überholt. In diesem Jahr bekam die Altairegion für aktuelle Reparaturen der Kulturhäuser aus dem Staatsbudget schon etwa 40 Millionen Rubel.

#### Projekte siegen

Das Projekt der Zeitung „Priroda Altaja“ (Deutsch: Natur des Altai) „Den Wald des Altai wiederbeleben“ ist einer der Sieger des professionellen schöpferischen Wettbewerbs des Mediaforums „Ganz Russland 2021“, das schon zum 25. Mal in Sotschi Mitte September stattfand. Dieses Projekt siegte unter den Massenmedien, die ihre eigenen sozialen Projekte realisieren. Wie Sergej Malychin, Redakteur der Zeitung „Priroda Altaja“, mitteilte, sollen die Erfahrungen der Redaktion in nächster Zeit in ein langfristiges Projekt umgeformt und auf das Territorium Russlands verbreitet werden.

Maria ALEXENKO

Bestimmt für alle, die sich für die deutsche Sprache interessieren. Berichtet über Ereignisse in und außerhalb der Altairegion und über den Alltag und die Kultur der Russlanddeutschen.

Die Zeitung kann für 1 bis 6 Monate auf eine für Sie bequeme Weise abonniert werden:

1. Durch den Katalog der russischen Presse „Post Russlands“ in allen Postabteilungen der Region: IIA055 - 104 Rbl. 58 Kop.

2. Durch die Agentur der Presse „Rospetschatj-Altai“: Tel.: (8-385-2) 63-59-07; 63-63-26 IIA055 - 84 Rbl. 00 Kop.

3. Durch die Gesellschaft „Ural-Press Kusbass“: Tel.: (8-385-2) 35-37-63; 35-37-67 IIA055 - 101 Rbl. 34 Kop.

Mit beliebigen Fragen richten Sie sich bitte an die Abonnements- und Vertriebsabteilung der Zeitung in Barnaul: (8-385-2) 633-717

Swetlana DEMKINA

# Der Lehrerberuf ist ihre Leidenschaft

In den 1970er Jahren, als Nina SCHMIDT aus Podsosnowo, Deutscher nationaler Rayon, noch Kind war, träumten viele Mädchen davon, Lehrerin zu werden. Und Nina Schmidt war keine Ausnahme. Sie spielte gern die Rolle einer Lehrerin und wartete mit Ungeduld darauf, selbst in die Schule zu gehen. Seitdem besucht Nina Schmidt ihr ganzes Leben die Podsosnowoer Mittelschule. Zuerst zehn Jahre als Schülerin. Und später kehrte sie in die Heimatschule als Lehrerin zurück, wo sie heute fast 30 Jahre lang tätig ist.

## EINE FRIEDLICHE FAMILIE

Nina Schmidt wurde am 6. November 1971 in einer deutschen Familie in Podsosnowo geboren, wuchs hier auf und lebt hier bis heute. Ihre Großmutter väterlicherseits, gebürtig aus dem Wolgabgebiet, wurde 1941 nach Sibirien deportiert. Wie die meisten damaligen deutschen Familien hatte Ninas Oma viele Kinder: vier Mädchen und sechs Jungen. Auch die Familie Schmidt war groß: die Großmütter und die Eltern, drei Brüder des Vaters, Nina und ihre jüngere Schwester Irina.

„Wir lebten im Dorf friedlich“, erinnert sich Nina Schmidt. „Im Sommer spielten die Kinder draußen, im Winter im Haus. Bis heute habe ich den Geschmack von Omas Brot, das sie jeden Freitag im Ofen backte, nicht vergessen. Nach dem Mittagessen gingen wir ins Badehaus und dann bereitete mein Vater das Abendessen zu. Es war entweder in großen Stücken geschmortes Fleisch oder Kartoffeln, die üblich im Aschenraum des Ofens gebraten wurden. Wir, Kinder, saßen direkt auf dem Boden und aßen diese Kartoffeln. Ich habe solches leckere Gericht nie mehr gegessen.“

Nina und ihre Schwester mochten gemeinsam mit den Eltern am Wochenende Kinderfernsehsendungen sehen und verschiedene Spiele unternehmen.

Nina war ein unruhiges Kind. Im Kreise der Freunde galt das Mädchen als Führerin und besaß Autorität. Außerdem las sie mit Leidenschaft. So darüber Nina Schmidt selbst: „Weil wir damals keine Hausbibliothek hatten, fragte ich nach Büchern unsere Nachbarn und meine Klassenkameraden. Dabei hatte ich keine bestimmten Vorlieben, ich las einfach alles mit Vergnügen.“

In Schmidts Familie wurden deutsche Traditionen sorgsam gepflegt. Die russlanddeutsche Küche, Sitten und Bräuche, Lieder wie Tänze und Omas Märchen in deutscher Sprache, die sie ihren Enkelinnen vor dem Schlafengehen erzählte, all das begleitete Nina in der Kindheit. „Auf Hochzeiten tanzte man nur deutsche Polkas und Walzer. Der Brautkranz wurde mit dem Lied 'Schön ist die Jugend, sie kommt nicht mehr' abgenom-



Nina Schmidt (1.v.r.) und Natalja Gerlach (2. Reihe 2.v.r.) mit ihren Schülerinnen.

men. Alle bei uns und ich auch sprachen wie in vielen anderen Familien nur den deutschen Dialekt. Und in der Schule lernten wir Hochdeutsch als Muttersprache“, setzt Nina Schmidt fort. All das hat Nina Schmidt sorgfältig auch in ihrem Erwachsenenleben aufbewahrt. Und noch mehr! Der deutschen Sprache widmete Nina Schmidt auch ihr berufliches Leben.

## AUFRICHTIGKEIT UND GEFÜHLE IM MITTELPUNKT

Nach Schulabschluss wurde Ninas Kindertraum erfüllt. Sie kam ins Pädagogische College Slawgorod, das sie 1994 absolvierte. Ihren beruflichen Weg begann die junge Deutschlehrerin in der Mittelschule des Dorfes Protassowo. Nach einem Jahr kehrte sie in die Heimatschule zurück, wo sie zuerst als Unterstufenlehrerin und dann als Organisatorin arbeitete. Zurzeit unterrichtet sie hier Deutsch, schon 18 Jahre lang.

Auf die Frage „Warum sind Sie Lehrerin geworden?“ antwortet die Lehrkraft so: „Alles ist einfach. Ich war von hervorragenden Pädagogen, echten Meistern ihrer Sache umgeben. Sie waren mir ein Vorbild, zu dem ich aufschauen wollte.“

Bei der Arbeit bemüht sich Nina Schmidt die Gefühle des Kindes zu verstehen und zu akzeptieren. Ihr Hauptprinzip ist dabei Aufrichtigkeit.

Dabei meint sie, dass man in der Kommunikation mit Kindern aufrichtig sein muss, sowohl im Unterricht als auch außerhalb des Lehrprozesses. „In meiner Arbeit versuche ich, die individuellen Fähigkeiten jedes Kindes zu entwickeln. Noch eine meiner Hauptaufgaben besteht darin, die Kinder für mein Schulfach zu interessieren“, teilt die Lehrerin die Besonderheiten ihres Berufes mit. Nina Schmidt ist überzeugt: „Pädagogische Arbeit sollte eine Lieblingsbeschäftigung sein! Man muss sich nur mit Gefühl mit Kindern beschäftigen!“

In der Schule bleibt man, so die Deutschlehrerin, immer jung. „Mein Beruf gibt mir einen ständigen Fortschritt und eine Möglichkeit, mich beruflich und kreativ zu entwickeln. Er ermutigt mich mit der Zeit Schritt zu halten und sogar noch einen Schritt weiter gehen. Und ich mag das!“, fügt Nina Schmidt hinzu.

Der Lehrer soll laut ihr verständnisvoll, tolerant, aufmerksam und taktvoll sein. Darüber hinaus soll er solche Eigenschaften besitzen wie hohe Spiritualität, Engagement für den Beruf, soziale Aktivität sowie gute organisatorische Fähigkeiten.

Aber es ist alles andere als leicht, eine kolossale Verantwortung und ständig emotionale Selbstbeherrschung zu haben, denn der Lehrer beschäftigt sich nicht nur mit

Kindern, die unterschiedliche Charakterzüge haben, unterschiedlich erzogen werden und oft launenhaft sind, sondern auch mit ihren Eltern, was auch mühevoll ist. „Aber sobald ich von meinen geliebten Schülern 'Danke!' höre, stellt sich heraus, dass es keine Schwierigkeiten gibt“, so Nina Schmidt lächelnd.

## DIE TRÄUME WERDEN WAHR

Nina Schmidt ist nicht nur im Unterricht selbst aktiv. Ein weiterer Ninas Traum war, auf der Bühne aufzutreten und den Menschen gute Laune zu schenken. Auch das ging in ihrem Leben in Erfüllung. Nina Schmidt wird oft als Moderatorin von außerschulischen Veranstaltungen und Dorffesten herangezogen und führt für die Verwandten und gute Freunde Jubiläen oder auch Hochzeiten durch. Sie ist ständige Teilnehmerin an der Volkskunstschau „Ich bin von diesem Land fasziniert“. Seit mehreren Jahren leitet sie auch die Klubs für Deutschliebhaber im deutschen Kulturzentrum des Dorfes Podsosnowo.

„Natürlich gebe ich mir alle Mühe, um die deutschen Traditionen weiterhin zu pflegen“, behauptet Nina Schmidt weiter. „Nach wie vor sprechen wir in der Familie den Dialekt, kochen deutsche Gerichte und feiern deutsche Feste. Es gibt bei uns keinen Sonntag ohne Nudelsuppe! Zu Weihnachten und Ostern treffen wir uns mit den Familien meiner Verwandten. Einige meiner Cousins haben schon Enkelkinder und jetzt versammeln sich bereits vier Generationen unserer Familie an einem Tisch.“

Ihrer Familie schenkt Nina Schmidt viel Aufmerksamkeit. Ninas Mutter bleibt bis heute ihre Beschützerin und die 19-jährige Tochter Jelena ist ihre ständige Helferin.

Jelena Schmidt studiert jetzt, ihrer Mutter folgend, am Slawgoroder Pädagogischen College. „Sie ist auch in ihren zukünftigen Beruf verliebt. Ich bin sehr froh, dass sie den Lehrerberuf gewählt hat“, sagt die Mutter mit zärtlichem Lächeln. „Meine Lena war auch wie ich seit der Kindheit aktiv. Noch seit der Unterstufe war sie Mitglied des Kinderklubs, dann des Jugendklubs unseres deutschen Zentrums. Und derzeit beteiligt sie sich gern an den Veranstaltungen des Zentrums.“

„Gibt es noch etwas, was nicht realisiert wurde?“, frage ich anschließend. Nina Schmidt antwortet so: „Ich möchte, dass meine Verwandten, Schüler und Kollegen gesund, glücklich und geliebt seien. Natürlich wünsche ich, dass meiner Tochter alles gelingt und sie ihre Berufswahl nie bedauert. Was mich betrifft, bin ich in der Familie und im Beruf glücklich. Der Lehrerberuf ist meine Berufung, die für mich auch nach vielen Jahren beliebt und interessant bleibt.“

Foto: Privatarchiv

Swetlana DEMKINA (Text und Foto)

LANDWIRTSCHAFT

# Ich beschäftige mich mit einer Sache, die ich liebe!

(Schluss von Seite 1)

Jetzt sind in der Wirtschaft stets 20 Spezialisten beschäftigt. Es gibt noch Mitarbeiter, die während der Feldarbeiten zusätzlich herangezogen werden. Dabei bemüht sich Alexander Meier, einen guten Lohn für seine Mitarbeiter zu sichern. So darüber er selbst: „Seit der Gründung der Wirtschaft bemühte ich mich, den Gewinn, den wir erreichen, in erster Linie ins Gehalt der Mitarbeiter zu investieren. Und jetzt ist es auch so, je mehr wir verdienen, desto höher ist der Lohn in unserer Wirtschaft.“ Alexander Meier meint, wenn alles im Leben eines Menschen gut ist, so arbeitet er besser, was letztendlich direkt auf die Leistungen der ganzen Wirtschaft wirkt. „Dabei spielt es für das Wohlergehen eines Menschen auch eine wichtige Rolle, wie viel er verdient. Außerdem hängen vom Gehalt meiner Mitarbeiter auch ihre Familien ab“, fügt der Farmer hinzu.

## DIE BESTE FAMILIENFARM

Die erfolgreiche Tätigkeit der Farmwirtschaft von Alexander Meier wurde mit zahlreichen Auszeichnungen

auf lokalen, regionalen und föderalen Stufen belohnt. Meiers Schatzkammer zählt Diplome, Dankschreiben und Ehrenurkunden und sogar zwei Medaillen des Ministeriums für Landwirtschaft der Russischen Föderation.

Mit der ersten Silbermedaille wurde der gelungene Start von Alexander Meier in der Nominierung „Der beste Anfängerfarmer“ in der russischen agroindustriellen Ausstellung „Goldener Herbst“, in deren Rahmen auch die besten Agrarier des Landes gewählt werden, ausgezeichnet. Im Jahr 2020 gewann der Polewojer Farmer schon eine Goldmedaille in diesem Branchenwettbewerb der Hauptagroindustriellen Ausstellung Russlands, diesmal in der Nominierung „Der beste Familienviehbetrieb“.

Neben seiner beruflichen Tätigkeit gilt Alexander Meier in Polewoje als Initiator der Wiederaufnahme des Baus eines hiesigen Tempels. Dank seiner Bemühungen wurde im Jahr 2020 die Dorfkirche mit Kuppeln geschmückt. Außerdem unterstützt er einige sportliche Mannschaften des Dorfes und des rayons.

„Worin liegt der Erfolg Ihrer Wirtschaft?“, frage ich den Landwirt. „Es gibt kein besonderes Geheimnis. Ich beschäftige mich mit einer Sache, die ich liebe“, antwortet er. Was ihn aber, so Alexander Meier, noch zum Erfolg führt, ist seine Familie. „Meine Familie unterstützt mich von Anfang an bis heute und hilft mir bei der Arbeit“, erklärt das Familienoberhaupt. „In der Wirtschaft arbeitet meine Schwester. Mein Vater schließt sich auch oft an. Obwohl er schon Rentner ist, ist er ein guter Elektriker. Auch meine Frau Ludmila ist mir stets in verschiedenen Fragen behilflich.“

Alexander und Ludmila Meier erziehen zwei Kinder - die Tochter Tatjana, die heuer in die erste Klasse ging, und der 10-jährige Sohn Alexander. Wie Alexander Meier in der Kindheit gern bei seinem Vater auf den Feldern war, so ist heute sein Sohn während der Feldarbeiten oder im Kuhstall mit Spaß dabei. Hoffentlich wird Meiers Familiendynastie in der Zukunft von dem dritten Alexander fortgesetzt.



Der Vater und der Sohn Meier auf dem Buchweizenfeld.

## Etliche Aktivitäten anbieten

Die Russlanddeutschen, die heute noch in der Altairegion wohnen, haben gute Möglichkeiten, sich mit der Geschichte ihrer Volksgruppe bekannt zu machen, die deutsche Sprache kennen zu lernen und die Kultur ihrer Vorfahren aufzubewahren. Für sie öffnen jedes Jahr die deutschen Kulturzentren ihre Türen. Alle Altersgruppen - Kinder wie Jugendliche, Erwachsene wie Senioren - können hier verschiedene Klubs besuchen, die ab Oktober ihre Tätigkeit beginnen, und daneben rund um das Jahr an vielen Aktionen, Projekten und festlichen Veranstaltungen teilnehmen. All das haben sie der Vermittlung des Internationalen Verbandes der Deutschen Kultur im Rahmen des Programms zugunsten der ethnischen Deutschen laut den Entscheidungen der Deutsch-Russischen Regierungskommission für Angelegenheiten der Russlanddeutschen zu verdanken.

Insgesamt funktionieren 44 deutsche Kulturzentren in 33 Städten und Dörfern der Altairegion. Jedes Jahr machen hunderte Menschen vom Angebot dieser Zentren Gebrauch. Im vorigen Jahr zählten die Klubs für Vorschulkinder „Deutsch mit Schrumdi“ beispielsweise fast 500 Kleinen. Die Kinderklubs hatten mehr als 600 Mitglieder, die Jugendklubs - etwa 300. Verschiedene Klubs für Erwachsene besuchten mehr als 300 Menschen. Außerdem gibt es in den deutschen Zentren auch ethnokulturelle Klubs mit verschiedenen Richtungen.

Neben anderem bemüht man sich in den russlanddeutschen Anstalten, auch talentierte und kreative Pädagogen zur Arbeit heranzuziehen. Im vorigen Jahr waren 134 Pädagogen in den Zentren der Altairegion beschäftigt. Was dieses Jahr betrifft, so gibt man sich hier alle Mühe, um alles Beste aus dem Vorigen zu bewahren wie auch mehr neue und interessante Aktivitäten anzubieten.

Swetlana DEMKINA

## Viel Erfolg!

Im Jahr 2003 wurde im Altai der Leiterrat der Deutschen Kulturzentren gegründet, um die deutschen Zentren zu vereinen, ihre Arbeit zu aktivieren, die Zusammenarbeit zwischen den Anstalten zu entwickeln und gemeinsame Veranstaltungen durchzuführen. Irina Jablonowskaja, Leiterin des deutschen Zentrums Kulunda, die an der Spitze des oben genannten Leiterrates steht, richtet sich an die Zentren: Obwohl wir im vorigen Jahr aufgrund von Beschränkungen wegen der Pandemie auf das Problem der Umsetzung unserer Aktivitäten gestoßen haben, konnten wir uns jedoch meiner Meinung nach schnell den neuen Bedingungen anpassen und viele interessante Projekte realisieren. Für dieses Jahr haben wir auch viele Pläne. In diesem Zusammenhang würde ich meinen Kollegen effektive Arbeit, kreative Ideen, berufliche Weiterentwicklung und eine lockere Atmosphäre in den Kollektiven für dieses Lehrjahr wünschen. Kurz vor der Eröffnung der Klubs möchte ich allen Lehrkräften wünschen, dass dieses Jahr erfolgreich und günstig wird. Möge es großen Erfolg, interessante sprachliche und ethnokulturelle Ereignisse sowie viel Freude bringen.

Foto: Privatarhiv

Sonderausgabe Nr. 11

Das Projekt wird unter Mithilfe des Internationalen Verbandes der deutschen Kultur im Rahmen des Programms zugunsten der ethnischen Deutschen laut den Entscheidungen der Deutsch-Russischen Regierungskommission für Angelegenheiten der Russlanddeutschen ermöglicht.

Swetlana DEMKINA

GESELLSCHAFT

## Die hervorragenden Deutschen Russlands

Jährlich ehrt man in Russland die ethnischen Deutschen, die sich in verschiedenen Bereichen verdient gemacht haben. Um diese bedeutenden Persönlichkeiten unter den Russlanddeutschen auszuzeichnen, die in ihren beruflichen oder gesellschaftlichen Tätigkeiten Erfolge errungen haben, wird traditionell auf Initiative des Internationalen Verbandes der deutschen Kultur (IVDK) der gesamtrossische Wettbewerb „Russlands herausragende Deutsche“ durchgeführt. In diesem Jahr fand er zum 11. Mal statt. Im September wurden die Resultate zusammengefasst und die Preisträger feierlich in Moskau belohnt. Auch Swetlana GENRICH, Schuldirektorin aus dem Dorf Grischkowka des Deutschen nationalen Rayons, ist eine der GewinnerInnen des Wettbewerbs 2021.

### ÜBER DEN WETTBEWERB

Die Preisträger des Wettbewerbs „Russlands herausragende Deutsche“ werden in mehreren Nominierungen, die nach prominenten Personen unter den ethnischen Deutschen Russlands und der ehemaligen Sowjetunion benannt sind, durch eine öffentliche Abstimmung ermittelt. Es gibt fünf grundlegende Kategorien in Bereichen der Kunst (Anna-German-Preis), der Wissenschaft (Boris-Rauschenbach-Preis), des Zivilen Engagements (Artur-Karl-Preis), der Bildung (Viktor-Klein-Preis) und des Sports (Rudolf-Pflugfelder-Preis). Außerdem werden die hervorragenden Russlanddeutschen in zwei zusätzlichen Kategorien ausgezeichnet. Die Nominierung „Name des Volkes“ ist ein Ehrentitel im Andenken an herausragende Persönlichkeiten unter den Russlanddeutschen, die heute leider nicht mehr unter uns weilen. Die Auszeichnung wird an die Verwandten des Preisträgers überreicht. Die Friedrich-Fromgold-Martens-Nominierung für internationale humanitäre Zusammenarbeit wird an Menschenrechtsaktivisten, Diplomaten, Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, der Kultur und der Politik auf dem Gebiet der deutsch-russischen Zusammenarbeit verliehen.

Traditionell werden die Preisträger des Wettbewerbs durch eine offene Internetabstimmung ermittelt. Der Ehrentitel wird denjenigen Nominierten verliehen, die bei jeder der Kategorien die meisten Stimmen erhalten haben.

Heuer dauerte eine offene Online-Abstimmung bis zum 31. August und Anfang September wurden die Namen der Gewinner bekannt gegeben. Dabei wurden insgesamt 11 286 Stimmen für die Kandidaten abgegeben.

### EINE DER BESTEN

Den Preis namens Viktor Klein im Bereich der Pädagogik bekam mit 77 Prozent der Stimmen Swetlana Genrichs, Schuldirektorin und Gründerin des Museums der Russlanddeutschen im Dorf Grischkowka. Ebenfalls an der Nominierung beteiligt waren die Deutschlehrerin und Leiterin der russlanddeutschen Jugendklubs „Magnet“ und „Deutschmobil“ Natalia Iwanowa (Berniweg) und der Rektor der Staatlichen Pädagogischen Universität Omsk Iwan Krott.

„Als ich die andere Kandidaten sah, neben denen ich in der Liste stand, war ich mir unsicher, ob ein Landlehrer, der in einem kleinen Dorf lebt und in einer nicht besonders großen Schule arbeitet, mit solchen bedeutenden Fachleuten konkurrieren kann“, behauptet Swetlana Genrichs. „Aber andererseits bedeutete es für mich, dass ich in meiner beruflichen Tätigkeit eine gewisse Höhe erreicht habe. Es war für mich ehrenhaft und verantwortungsvoll, unsere Region und meinen Rayon auf solch hohem Niveau zu vertreten.“

Die Preisträgerin wurde in Grischkowka geboren und absolvierte die hiesige Schule. In der Hei-



Swetlana Genrichs vor dem großem Palast in „Zarizyno“. Moskau.2021.

matschule begann sie auch ihren beruflichen Weg im Jahr 1991 parallel mit ihrem Studium am Altai Staatlichen Pädagogischen Institut. Seitdem ist sie hier schon 30 Jahre tätig. Zuerst unterrichtete sie Geschichte und Gesellschaftkunde und seit 2011 bis heute ist sie Schuldirektorin. Neben der Pädagogik beteiligt sich Swetlana Genrichs aktiv an der Bewegung der Russlanddeutschen und beschäftigt sich mit Vergnügen mit dem Schulmuseum.

Die Museumstätigkeit begann für die Pädagogin im Jahr 1991, als sie eine landeskundliche und ethnographische Arbeitsgemeinschaft organisierte. Hier suchten die Schüler mit ihrer Lehrerin nach verschiedenen historischen Informationen, sammelten Erinnerungen der Dorfbewohner, verfassten Forschungsarbeiten und organisierten ethnographische Expeditionen und Reisen. Als Ergebnis dieser Arbeit entstand das Museum der Russlanddeutschen mit der Rekonstruktion eines damals existierenden Wohnhauses der deutschen Ansiedler. In den nächsten Jahren erweiterte Swetlana Genrichs das Museum, gestaltete eine neue Halle „Zurück in die UdSSR“, in der die Atmosphäre eines Hauses aus der Sowjetzeit sowie die Attribute der sowjetischen Ideologie nachgebildet wurden. Im Jahr 2021 wurde eine neue Bibelausstellung „Mit Glauben im Wandel der Zeiten“ eröffnet. So darüber die Museumsleiterin selbst: „Das Museum wie meine Schule sind meine Leidenschaften. Unser Museum berührt die Herzen der Besucher, erweckt großes Interesse und ich will es weiter entwickeln. Dazu habe ich noch viele Ideen und Pläne.“

### FEIERLICHE PREISVERLEIHUNG

Am 11. September kamen die Gewinner des Wettbewerbs nach Moskau zur Preisverleihungszeremonie. Die lang ersehnte persönliche Preisverleihung fand im Taurischen Saal des großen Palastes im Museumsreservat „Zarizyno“ im Rahmen des großen Katharinenballs statt. „Ich war von der Prächtigkeit dieser Veranstaltung fasziniert und von ihrer Maßstabgröße beeindruckt“, schildert Swetlana Genrichs ihre Eindrücke.

Swetlana DEMKINA

# Brücken zwischen Regionen und Ländern bauen

Die Kultur und Geschichte der Russlanddeutschen, die im Altai und insbesondere in der Kulundaer Steppenzonen sorgfältig bis heute aufbewahrt wird, erweckt das Interesse weit über die Grenzen der Altairegion hinaus. So empfing man im Altai Anfang September eine Gruppe von russischen und deutschen Studenten - Teilnehmern der Sommerschule, die in der Staatlichen Pädagogischen Universität Nowosibirsk zum Thema „Erlernen und Rekonstruktion der Kultur der auf dem Territorium Westsibiriens wohnenden Russlanddeutschen“ durchgeführt wurde. Unter vielen Aktivitäten, die das Programm dieser Schule vorsah, wurde auch eine folkloristisch-ethnographische Expedition durch den Deutschen nationalen Rayon geplant.

## IN HALBSTADT

Die erste Station war während der volkskundlichen und ethnographischen Expedition das Rayonszentrum Halbstadt. Die Delegation der russischen und deutschen Studenten leiteten die Organisatoren der Sommerschule Nina Tschikunova, Leiterin des Lehrstuhls für volkstümliche künstlerische Kultur und musikalische Bildung des Instituts für Kultur und Jugendpolitik der Staatlichen Pädagogischen Universität Nowosibirsk, und Olga Batkina, Hauptlektorin dieses Lehrstuhls. In Halbstadt organisierte die Direktorin des hiesigen Kulturhauses Galina Nimak mehrere Treffen mit den Ureinwohnern des Dorfes und zwar mit Nina Dworko, Jelena Tiunova und Lilia Stankewitschus. Die Seniorinnen sprachen mit den Gästen den deutschen Dialekt, schilderten das Schicksal ihrer Familien, erzählten über die Besonderheiten des Alltagslebens der Russlanddeutschen. Galina Nimak erklärte die Regeln einiger deutscher Spiele, die in den Sommerfesten unternommen wurden, erinnerte sich an den Rundgang durch die Häuser zu Weihnachten, an die Hauptfiguren - Pelznickel und Cristkind - und ihre Handlungen. Die Mitglieder der Expedition besuchten auch das Museum des Dorfes, wo eine Menge von Haushaltsgegenständen der Russlanddeutschen aufbewahrt wird. Hier lernten die Reisenden mit der Museumsleiterin Alewtina Pylina neben dem Alltagsleben auch die wichtigsten Ereignissen aus der Geschichte und die Kultur der Russlanddeutschen kennen.

Die Gruppe interessierte sich besonders für die „Sprüche“ - gestickte Wünsche und Bibelsprüche, mit denen die Deutschen ihre Zimmer üblich schmückten. Von dieser großen Anzahl und Vielfalt solcher Exponate, über die das Museum von Halbstadt verfügt, waren die Teilnehmer der Expedition beeindruckt. Studenten aus Deutschland lasen diese Inschriften mit großem Interesse, übersetzten sie und vermittelten den russischen Freunden ihre Bedeutung.

Die Delegation machte sich auch mit zwei hiesigen choreografischen Gruppen „Exklusiv“ (Leiterin Swetlana Alexandrowa) und „Jugendzeit“ (Leiterin Nadeshda Zaikina) bekannt, die für die Gäste traditionelle und moderne deutsche Tänze vorführten und eine Meisterklasse machten. Mit Vergnügen übten die Gäste mit den „Jugendzeit“-Tänzern auch deutsche Polkas, Walzer und die Quadrille. Obwohl einige Tanzbewegungen nicht einfach für die Studenten waren, klappte alles aber am Ende doch noch gut und brachte allen viel Freude!

## IN PODSOSNOWO

Am 2. September ging die Gruppe ins Dorf Podsosnowo. Alle Treffen wurden hier freundlicherweise von Taisija Rerich, der Leiterin der Filiale „Multifunktionales Kulturzentrum des Deutschen nationalen Rayons“ des hiesigen Kulturhauses, organisiert. So traf sich die Delegation mit dem Leiter der hiesigen evangelisch-lutherischen Gemeinde, Jakob Rotärmel, der die Besonderheiten des lutherischen Gottesdienstes klar machte und über die Gemeinde erzählte. Er sprach auch über sein Leben in der Sowjetzeit und über die Arbeit in der Kolchose.

Im Museum des Dorfes Podsosnowo lernten die Gäste die Errungenschaften und das Schicksal der berühmten Dorfbewohner kennen. Es gab großes Interesse für die Informationen über die Art und Entwicklung der Häuser der ethnischen Deutschen, über die baulichen Besonderheiten



Teilnehmer der ethnographischen Expedition zu Besuch bei den Russlanddeutschen in Nikolajewka.

des Hauses, das sich mit Hofgebäuden ins Innere des Geländes fortsetzt. Dies trug dazu bei, dass praktisch alle Arbeiten im Winter erledigt werden konnten, ohne das Haus zu verlassen. Alle Straßen und Grundstücke in Podsosnowo sind im gleichen Stil gestaltet, der Landschaftsraum ist tief durchdacht, davon wurden die Mitglieder der Expedition beeindruckt.

Mit der Direktorin des hiesigen Museums Nadeshda Laas besuchte die Gruppe auch die Stelle in einem Kiefernwald, an der das Dorf gegründet und eine Stella zu Ehren dieses Ereignisses errichtet wurde.

Einen großen Eindruck machte das Treffen mit dem Volksensemble des deutschen Liedes „Morgenrot“ unter der Leitung von Galina und Alexander Werosubow. Die Gäste konnten deutsche und russische Volkslieder in Vorführung dieses Ensembles genießen und das hohe professionelle Niveau des Kollektivs schätzen.

## IN NIKOLAJEWKA

Am 3. September unternahmen die Expeditionmitglieder eine Reise ins Dorf Nikolajewka, wo sie das hiesige Kulturhaus und das deutsche Zentrum „Veilchen“ besuchten.

Die Teilnehmer wurden hier von Jelena Zeweljowa, der Direktorin des Kulturhauses und des deutschen Kulturzentrums herzlich empfangen. Im Nikolajewkaer Museum, das sich im Kulturhaus befindet, konnte die Delegation mittels vieler Exponate in die Kultur und die Traditionen der Russlanddeutschen eintauchen sowie das Fotoarchiv und historische Dokumente kennenlernen. Außerdem funktionierte hier in dieser Zeit die thematische Ausstellung „Haus, in dem ich wohne“, die dem 115. Gründungsdatum des Dorfes gewidmet war. Auch in Nikolajewka fanden Begegnungen mit Russlanddeutschen, und zwar mit Heinrich Becker und mit den Eheleuten Jekaterina und Viktor Pineker, statt. Während des Gesprächs hörten die jungen Leute zum ersten Mal den über Jahrhunderte erhaltenen deutschen Dialekt „Plattdeutsch“. Studenten aus Deutschland waren sehr überrascht, dass sie die scheinbar vertraute deutsche Sprache nicht verstehen konnten.

Es fand ein interessantes Gespräch statt. Die jungen Leute wollten alles darüber wissen, wie die Deutschen ins Dorf gekommen sind, die Geschichte der Familien, ihre Traditionen, welche Gerichte sie gekocht haben. Sie interessierten sich besonders für die Hochzeitstraditionen der Russlanddeut-

schen: wie die Brautwerbung ablief, welche Kleidung getragen wurde und wie der Brautkranz abgenommen wurde.

Dann luden die gastfreundlichen Pinekers die gesamte Gruppe zu sich zu Besuch ein. In ihrem Haus kosteten die jungen Ethnographen Marmelade aus Nachtschattenbeeren. Die Gäste kamen mit dem Leben der modernen Russlanddeutschen in direkte Berührung und konnten sich alte wie moderne Haushaltsgegenstände, gestrickte Servietten und Tagesdecken, Perlenmalereien, Satinstichstickereien anschauen.

## IN SLAWGOROD UND JAROWOJE

Nach einer so fruchtbaren Arbeit besuchte die Gruppe die Salzseen in Jarowoje und in Bursol. Auf alle Teilnehmer der Expedition machten die malerischen Landschaften und ungewöhnlichen Naturerscheinungen einen unglaublichen Eindruck.

Am 5. September lernte die ethnographische Delegation das Heimatkundemuseum der Stadt Slawgorod kennen, in dem auch die Kultur der Russlanddeutschen breit vorgestellt ist. Die Besucher waren von dem einzigartigen Musikinstrument überrascht, vom Harmonium, das in Museen in Russland ziemlich selten vorkommt. Studenten aus Deutschland lasen die Erinnerungen der Russlanddeutschen, sahen ethnografische Kostüme und Schuhe, Sprüche und anderes mehr. Es war interessant, sich mit der Geschichte der Entwicklung der Salzgewinnung am See der Siedlung Bursol und mit der lokalen Fauna vertraut zu machen.

Am Abend kam die Gruppe in Barnaul an, wo sie einen Spaziergang durch die Stadt unternahm. Damit schloss der Aufenthalt der ethnographischen Expedition im Altai ab, die den Gästen nicht nur viele neue Informationen schenkte, sondern auch bei ihnen lebendige Bewunderungen von aufrichtigen Treffen mit interessanten großzügigen Menschen, die russische wie deutsche Kultur harmonisch in sich verbinden, hervorrief.

## ÜBER DIE SOMMERSCHULE

Die Sommerschule „Erlernen und Rekonstruktion der Kultur der auf dem Territorium Westsibiriens wohnenden Russlanddeutschen“ wurde vom Institut für Kultur und Jugendpolitik der Staatlichen Pädagogischen Universität Nowosibirsk organisiert und durch den Deutschen Akademischen Austauschdienst (DAAD) gefördert.

Das Projekt wurde aufgrund seiner Einzigartigkeit Ende 2020 durch ein Stipendium des

Deutschen Akademischen Austauschdienstes unterstützt. Es ermöglicht, die Besonderheiten des Lebens der Russlanddeutschen in mehreren Regionen kennen zu lernen sowie sich mit dem kulturellen Erbe dieser Volksgruppe vertraut zu machen: Küche, nationale Lieder, Tänze, Nationaltracht, Traditionen und Bräuche und anderes mehr. Zur Teilnahme wurden sowohl europäische als auch russische Studierende eingeladen.

Die Teilnehmer waren auch in der Lage, ihre beruflichen Fähigkeiten zu verbessern und ihre Kenntnisse in russischer Sprache und russischer Kultur zu erhöhen. Die Sommerschule bat ein umfangreiches Programm an. Darunter Vorträge von führenden Wissenschaftlern der Staatlichen Pädagogischen Universität Nowosibirsk, des Instituts für Archäologie und Ethnographie, des Staatlichen Michail-Glinka-Konservatoriums sowie der führenden Spezialisten des hiesigen Russisch-Deutschen Hauses. Das Programm wurde als ein integriertes System von praktischen Übungen, Exkursionen durch Nowosibirsk, folkloristischen und ethnographischen Expeditionen im Gebiet Nowosibirsk, in der Region und Republik Altai gestaltet. Außerdem gab es Meisterkurse, Proben, Schulungen in pädagogischen und wissenschaftlichen Labors, praktischen Unterricht mit Trägern der russischen und deutschen Kultur, Besuche der besonders geschützten Naturgebiete, des Instituts für Archäologie und Ethnographie bei der sibirischen Abteilung der Russischen Akademie der Wissenschaften sowie der führenden Laboratorien zum Erhalt des materiellen und immateriellen Kulturerbes Westsibiriens.

So spricht über das Projekt Professor Alexej Geraschow, Rektor der Staatlichen Pädagogischen Universität Nowosibirsk: „Zunächst möchte ich mich beim Deutschen Akademischen Austauschdienst für die Unterstützung bedanken. Uns scheint, dass unsere Universität das Recht hat, dieses Projekt umzusetzen. Seit mehr als 75 Jahren wird in den Mauern unserer Hochschule die deutsche Sprache und deutsche Kultur studiert. Derzeit studieren etwa 200 Studenten an der Fremdsprachenfakultät, die bald Deutschlehrer an Bildungseinrichtungen in der gesamten Region Sibiriens werden.“

Auch dankte der Rektor den Projektpartnern und den Organisatoren vor Ort, deren Bemühungen zur Stärkung der Brücke zwischen Regionen und Ländern beitragen.

Foto: Archiv des Kulturhauses Nikolajewka

Maria ALEXENKO

# „Die Zukunft unserer Heimat liegt in unseren Händen“

Anfang März wurde das einzigartige Projekt „Deutsche des Altai“ ins Leben gerufen, ein Projekt über Russlanddeutsche der Altairegion, das vom regionalen Kultur- und Geschäftszentrum „Deutsche im Altai“ in Kooperation mit der staatlichen Fernseh- und Radiogesellschaft „Altai“ verwirklicht wird. Die Fernsehsendungen „Deutsche des Altai“ werden vom Internationalen Verband der deutschen Kultur im Rahmen des Förderprogramms für Russlanddeutsche in der Russischen Föderation unterstützt. Helden der fünfzehn Minuten langen Sendungen sind Menschen deutscher Herkunft, die neben uns leben und arbeiten. Der heutige Bericht ist dem Unternehmer, Mitglied der Regionalen nationalen Kulturautonomie der Deutschen des Altai und Initiator des großen Ökologie-Projektes „Grüner Marsch“, Viktor LORENZ, aus Sarinsk gewidmet.



Viktor Lorenz unterstützt seit vielen Jahren öffentliche Aktivitäten.

In der Stadt Sarinsk ist kaum ein Einwohner zu finden, der die Angebote des Unternehmens „Lider“ nicht in Anspruch genommen hat. Das scheint auch theoretisch unmöglich zu sein. Unter diesem Namen funktionieren in der Stadt nicht nur ein Einzelhandelsnetz und allerlei Gastronomiebetriebe, sondern auch eine Mini-Bäckerei und Betriebe zur Herstellung anderer Produkte. Sarinsk ist eine relativ junge Stadt (gegründet 1979), deswegen sind die meisten Einwohner überzeugt, dass es das Unternehmen „Lider“ von Anfang an gab.

„Lider“ ist ein Familienunternehmen von Viktor und Galina Lorenz, den Eltern unseres Helden, die Anfang der 1990er Jahre ihr erstes Geschäft in der Stadt eröffneten. Damals war es alles andere als leicht, ein Unternehmen über Wasser zu halten. Aber Viktor Lorenz gelang es, nicht nur mit den Schwierigkeiten des Werdens fertig zu werden, sondern auch ab Anfang der 2000er Jahren ihr Unternehmen zu erweitern. Nach und nach wurden mehrere neue Geschäfte und ein Groß- und Einzelhandelslager gegründet. Später kamen eine Bäckerei, eine Konditorei und ein Fleischbetrieb dazu. Ende des vergangenen Jahrzehnts begann die Familie von Viktor und Galina Lorenz eine für sie neue Nische im Business der Stadt zu er-

schließen: So entstand das Hotel „Sewernyj“, das Cafe „L-coffee“, das Fastfood-Restaurant „Palermo“ und einige Kantinen.

Der Großvater sowie der Vater von Viktor Lorenz Junior waren Militärangehörige, deswegen war sein Berufsweg von Anfang an vorbestimmt. Er studierte an der wirtschaftlichen Fakultät der Altaier Staatlichen Universität. Nach der Absolvierung schlug man ihm vor, in den Föderalen Dienst für Drogenkontrolle zu treten. „Und ich habe es noch nie bereut – es war eine echte Männerarbeit, wo es Banditen, Gefahr, Bereitschaft 24 Stunden gab. Einige Monate reichten mir nicht, um den Rang eines Kapitäns zu erreichen. Ich musste zurück. Nach Sarinsk“, teilt Viktor Lorenz mit. Damals musste er seinen schwer kranken Vater im großen Betrieb unterstützen.

Nach dem Tod des Vaters übernahm der Sohn den Posten des Generaldirektors des Unternehmens „Lider“: dutzende von Unternehmen, Hunderte von Mitarbeitern. Und Viktor war noch nicht einmal 30. So tritt Viktor Lorenz in die Fußstapfen seines Vaters.

Viktor Lorenz ist heute nicht nur ein erfolgreicher Unternehmer, sondern auch ein

Mensch mit einer aktiven Lebensposition. Er wurde 1982 in einer russlanddeutschen Familie geboren und, obwohl die meisten seiner Verwandten zurzeit in Deutschland leben, hatte der junge Geschäftsmann noch nie den Wunsch gehabt, seine Heimatstadt zu verlassen. Viktor Lorenz ist überzeugt, dass man dort nützlich sein muss, wo man geboren ist.

In der Familie der Großeltern Lorenz verbrachte der kleine Viktor viel Zeit. Hier lernte er auch die deutsche Sprache. Er erinnert sich jetzt, dass seine Großmutter ihre Gedanken in russischer Sprache oftmals nicht aussprechen konnte. Damals konnte er sich mit seinen deutschen Verwandten gut verstehen. Heute leider gibt es nach seinen Worten für ihn keinen Sprachraum, wo er seine Deutschkenntnisse vervollkommen könnte. Dafür reicht Viktor auch einfach die Zeit nicht zu.

Neben der Leitung seiner vielzähligen Betriebe beschäftigt sich Viktor Lorenz aktiv am gesellschaftlichen Leben wie der Stadt Sarinsk, so auch der gesamten Altairegion. So beispielsweise rief er im vorigen Jahr zum 75. Siegestag die Aktion „Grüner Marsch“ ins Leben. Viktor Lorenz schlug vor, auf einem öden

Platz einen Stadtpark anzulegen. Etwa 500 Einwohner der Stadt unterstützten die Aktion. Es wurden zum Fest mehr als neun Tausend junge Fichten und Kiefern gepflanzt. „Eine gute Sache ist immer bedeutsam, und wenn sie noch eine Fortsetzung findet, ist es doppelt wichtig. Wir freuen uns sehr, dass sich der ‚Grüne Marsch‘ auf die ganze Altairegion verbreitet hat. Die Zukunft unserer Heimat liegt in unseren Händen“, ist Viktor Lorenz überzeugt.

Es sei hier zu betonen, dass die zwei Großväter von Viktor Lorenz an der Front waren. Karl Lorenz, ein Deutscher aus dem Wolgagebiet, beendete 1939 die Moskauer Militärschule und ihm wurde der Rang Technik-Intendant verliehen. Aber dann begann der deutsch-sowjetische Krieg und der sowjetische Offizier geriet zwischen die Mühlsteine des Systems. Der zweite Großvater Dmitrij Kajgorodow war Teilnehmer der Schlacht bei Stalingrad, endete den Krieg in Budapest und wurde mehrfach mit Medaillen belohnt. Viktor Lorenz ist sehr stolz auf seine Großväter und bemüht sich, dass die Kinder ihre Vorfahren kennen und ihrer gedenken.

Viktor Lorenz schenkt den Mitarbeitern seiner Geschäfte und Betriebe viel Aufmerksamkeit. „Für ihre Familien mieten wir regelmäßig eine Eisbahn, hierher kommen wie die Arbeiter selbst, so auch ihre Kinder und Enkel. Sogar die Großeltern finden an diesen Besuchen viel Spaß. Im Sommer veranstalten wir verschiedene Sportwettbewerbe, darunter den Tag des Tourismus mit einer Feldküche, mit Tee unter freiem Himmel. Leider mangelt es an solchen Veranstaltungen heute sehr“, meint Viktor Lorenz.

Auch an verschiedenen Aktivitäten der Russlanddeutschen des Altai ist Viktor Lorenz stets dabei. So zum Beispiel unterstützte er in diesem Jahr das jugendliche schöpferische Konzert „KulturWelle“. Die Kinder der Russlanddeutschen sollen sich als bedeutender Teil der russischen Geschichte fühlen und gleichzeitig die nationale Kultur der deutschen Volksgruppe bewahren, so Viktor Lorenz. Dabei ist er immer bereit, sie nach Kräften zu unterstützen.

Foto: rusdeutsch.ru

Swetlana DEMKINA

# Geburtstag mit Kultur und Sport feiern



TeilnehmerInnen des kulturell-sportlichen Jugendfestes in Bisk.

**In diesem Jahr feiert das deutsche Kulturzentrum der Stadt Bisk sein 25-jähriges Jubiläum. Anlässlich dieses Ereignisses fand in Bisk Mitte September ein kulturell-sportliches Jugendfest statt, das vom Zentrum für kulturelle und geschäftliche Zusammenarbeit „Deutsche des Altai“ Barnaul und dem oben genannten Zentrum-Jubiläum organisiert wurde. Verschiedenartige ethnokulturelle Quiz und Spiele wurden in dieser Veranstaltung mit sportlichen Aktivitäten vereinigt.**

Das Fest startete am 10. und endete am 12. September. Am ersten Tag lernten die Teilnehmer des Festes einander sowie die Tätigkeit des Bisker Zentrums im „Eigenen Spiel“ kennen. Der zweite Tag brachte die Sprachbeschäftigung, wo die Teilnehmer ihre Deutschkenntnisse durch spannende und interaktive Aufgaben, Spielen und Quiz vervollkommneten. Im Letzteren stellten die Beteiligten auch ihre Kenntnisse über die Geschichte und Kultur der Russlanddeutschen auf Probe. Weiter folgte das Quest-Spiel. Hier wetteiferten die Teilnehmer, in mehrere Mannschaften aufgeteilt, in Geschwindigkeit, Geschicklichkeit, Auffassungsgabe und Zusammenhalt. Sie mussten Aufgaben erfüllen und Münzen verdienen. Danach gab es für die Teil-

nehmer verschiedene Klubs nach Interessen. Im Klub für angewandte Kunst dekorierten die Jugendlichen in der Decoupage-Technik Schneidebretter mit verschiedenen Blumenornamenten und anderen Dekorationen. Jugendliche, die gern tanzen, probierten choreografische Kombinationen des feurigen Tanzes Zumba im choreographischen Klub. In einem anderen Block, der der russlanddeutschen Küche gewidmet war, bereiteten die jungen Köche einen leckeren Rivelkuchen zu und kosteten ihn danach zusammen mit den anderen Teilnehmern.

Am Nachmittag traten die Teilnehmerteams mit Theateraufführungen in deutscher Sprache auf. Das Thema hieß „Sportschule“ und wurde nach dem Motiv des Märchens „Teremok“ dargestellt. Jedes Team wählte selbst das Requisit, das Genre und den Text seiner Inszenierung. Dann präsentierten die Theatertruppen den anderen Teilnehmern ihre kleinen Theaterstücke. Diesen Tag rundete ein Musik- und Tanzabend ab.

Am dritten Tag beschäftigten sich die Projektteilnehmer wieder mit Deutsch und machten sich mit dem Brettspiel „Ich liebe den Altai“ bekannt. Danach fand ein Block zu den Fragen der Jugendarbeit in der Organisationen der Russlanddeutschen statt. Die Teilnehmer erarbeiteten Plakate mit ihren Fantasien

zum Thema „Ein idealer Jugendklub“, stellten sie nachher vor und lernten die Struktur der Jugendarbeit in der Selbstorganisation der Russlanddeutschen kennen.

Der sportliche Teil der Veranstaltung wurde in Form von ethnokulturellen Staffelläufen gestaltet. Dann arbeiteten die Teilnehmer weiter in den Klubs nach Interessen. Das gesamte Projekt endete mit einem spannenden gemeinsamen Tanzflashmob und mit der Bewirtung aller Teilnehmer mit Kartoffelsalat, den die Teilnehmer des kulinarischen Klubs zubereitet hatten.

Im Rahmen des Projekts wurde außerdem die Zentrumsleiterin Margarita Molokowa mit Dankschreiben des Internationalen Verbands der deutschen Kultur und der Regionalen nationalen Kulturautonomie der Deutschen des Altai anlässlich des 25-jährigen Geburtstags des deutschen Zentrums ausgezeichnet.

Zur Kenntnis: Das Projekt wurde unter Mithilfe der Assoziation der gesellschaftlichen Vereinigungen „Internationaler Verband der deutschen Kultur“ im Rahmen des Förderprogramms zugunsten der ethnischen Deutschen laut den Entscheidungen der Deutsch-Russischen Regierungskommission für Angelegenheiten der Russlanddeutschen ermöglicht.

Foto: Zentrumsarchiv

Vorbereitet von Erna BERG

# Er gab sich hemmungslos der Dichtkunst hin

Hermann ARNHOLD wurde am 3. Oktober 1921 im Dorf Schaffhausen an der Wolga (Gebiet Saratow) geboren. Der Erlass vom 28. August 1941 erreichte ihn in dem Städtchen Balzer, wo er nach Absolvierung der Mittelschule seine Lehrtätigkeit begonnen hatte. Im September desselben Jahres wurde er nach Sibirien in die Altairegion deportiert.

Von 1942 bis Ende 1946 verbrachte Hermann Arnhold beim Holzschlag in den stalinischen Arbeitslagern an der Kama im Ural und im Gebiet Perm. Als man aus ihm die letzten Kräfte herausgepresst hatte, wurde er als „Dochodjaga“ (Schwächling) entlassen. So kam er 1948 in löchrig gebrannter Wattejacke und Bastschuhen als Knochengerüst zu seinen Verwandten in die Altairegion. Er musste lange auf der Kolchosfarm im Kuhmist herumbuddeln, ehe es ihm gelang, seine Lehrtätigkeit fortzusetzen.

Zwischen 1948 und 1962 unterrichtet der Dichter im Altai in den Dörfern Nowo-Syrjanowo und Sarinskaja die Fächer Mathematik, Physik und deutsche Sprache. 1961 beendete er extern das Pädagogische Institut für Fremdsprachen (deutsche Abteilung) in Alma-Ata, wo er von 1963 bis 1978 unterrichtete. 1978 verteidigte er seine Dissertation in Linguistik und leitete anschließend bis 1986 als Dozent den Lehrstuhl für Fremdsprachen an der Universität Karaganda.

Die Erziehung der Hochschuljugend nahm den ganzen Mann in Anspruch, so dass er nur in schlaflosen Nächten manchmal paar Reimzeilen verfasste, die erst später an die Öffentlichkeit kamen. Dafür aber gab er sich im Ruhestand hemmungslos seiner Lieblingsbeschäftigung, der Dichtkunst, hin. Und was dieser fleißige Dichter in kaum zehn Jahren geleistet hat, erweckt Wunder.

Nebst einigen Gedichtzyklen schrieb er die umfangreichen Poeme „Wir sind nicht Staub im Wind“ und „Sage von der Bogensäge“, in denen er das tragische Los unserer Volksgruppe wahrheitsgetreu und meisterhaft künstlerisch verarbeitet hat. Arnholds erste Veröffentlichungen erschienen 1956 in der Zeitung „Arbeit“ (Barnaul, Altairegion). Seine Gedichte, Übersetzungen, Artikel und Erzählungen publizierte er in den 1970er und 1980er Jahren besonders zahlreich in der deutschen Presse. Er schuf mehr als 1000 Gedichte. Die besten sind in den Gedichtsammlungen „Von Geschlecht zu Geschlecht“ (1987) und „Parade der Fragen“ (1990) zusammengefasst. Der Themenkreis seiner Dichtung ist mannigfaltig: philosophische Betrachtungen, besinnliche Lyrik, Heimwehverse, Erkenntnis des tragischen Schicksals der Volksgruppe, Kindergedichte.

Auch nach seinem Tode am 03. Mai 1991 in Karaganda (Kasachstan) wurden Arnholds Gedichte in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ (Kasachstan), der „Zeitung für Dich“ (Slawgorod, Altai) sowie in der Monatsschrift der Landsmannschaft der Deutschen aus Russland „Volk auf dem Weg“ veröffentlicht.

## Hermann ARNHOLD Wiegenlied

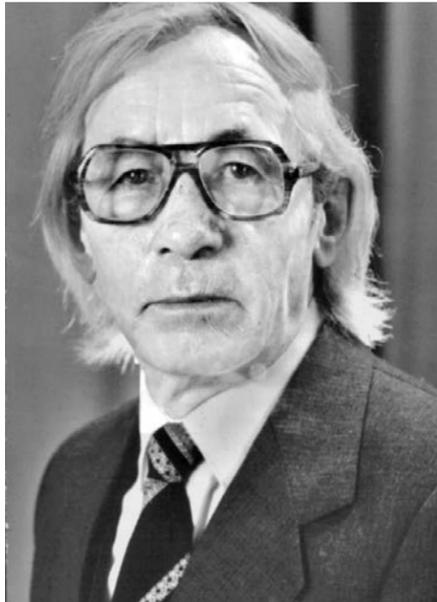
Komm, mein Kind, lass dich umschlingen.  
Komm auf meinen weichen Schoß.  
Lass ein Wiegenlied dir singen.  
Schlafe ein, schlaf sorgenlos.

Schließ die Äugelein, die blauen.  
Schmiege dich an meine Brust.  
Schenke mir auch dann Vertrauen,  
wenn von mir du scheiden musst.

Einstmals musst du mich verlassen:  
Wenn du groß, kommt jene Zeit.  
Aber Blut wird nicht zu Wasser:  
Mutter deine Mutter bleibt.

Komm, mein Kind, in deine Wiege.  
Mach die blauen Äuglein zu.  
Alle Kinder längst schon liegen,  
schlafen schon in stiller Ruh.

Nichts soll deinen Schlaf dir stören.  
Friede soll auf Erden sein.  
Sollst nur Gutes singen hören.  
Schlaf, mein Kindchen, schlafe ein.



Schlafe sanft. Und alle Sorgen  
deine Mutter übernimmt.  
Schlafe friedlich bis zum Morgen.  
Schlafe wohl, mein liebes Kind!

## Menschengeschlecht

Wir trauern noch lang um die Eltern.  
Das Scheiden der Freunde tut weh.  
Wir werden dann älter auch selber.  
Auch uns sagt man einstens ade.

Die Jahre - sie kommen und gehen.  
Wir zwängen uns mitten hinein.  
Als Mütter die Töchter nun stehen  
und wiegen die Kinderlein ein.

Der Wandel des Lebens so müsste  
für immer derselbige sein:  
Klein-Lischen - Elise - Frau Liesbeth -  
Elisabeth-Großmütterlein.

Und wieder von vorne und wieder.  
Das Gute uns immer erfreut.  
Es singt seine innigen Lieder  
das Leben, verjüngt und erneut.

Verluste wir ständig erleiden.  
Der Abschied... Wie schwer er uns fällt!  
Wir trauern um jene, die scheiden  
für immer aus unserer Welt.

Die kommenden Generationen...  
Sie haben aufs Leben das Recht.  
So lasst uns das Erdrund bewohnen -  
ein würdiges Menschengeschlecht.

Denn wer soll die Toten betrauern,  
wird je auf den Schalter gedrückt!  
Dann bleiben nur Schauder und Grauen  
und Dünste und Trümmer zurück.

## Der lange Weg

Ein langer Weg ist unser Leben -  
ein Dauerflug, ein Aufwärtsstreben  
mit Tiefen und mit lichten Höhn.  
Ob Sonnenschein, ob trübe Tage -  
wir können frohen Herzens sagen:  
O Leben, du bist wunderschön!

Wir gehen stolz durch breite Straßen.  
Was sie verjüngt heut ohnemaßen,  
sind Wagemut und kühne Träume,  
die jenen langen Weg umsäumen,  
dem Kraft und Können wir geweiht.

Wir werden älter mit den Jahren.  
Es kann uns nichts davor bewahren:  
Der Zahn der Zeit selbst Stein zermahlt.  
Allein, wenn dank der vielen Mühen  
auf Erden Blumen rings erblühen,  
macht sich der lange Weg bezahlt.

## Mutterschaft

Wenn du der Welt ein Kind geschenkt,  
so heißt das Mutterschaft natürlich.  
Und oft die junge Mutter denkt  
gleich an ein zweites unwillkürlich.

Kommt auf die Welt das zweite Kind,  
verdoppelt sich die Mutterliebe.

Die Mütter doppelt glücklich sind,  
wenn's nicht bei einem Kind geblieben.

Und dreifach glücklich bist du dann,  
wenn du das dritte Kind geboren.  
Und wer sich dessen rühmen kann,  
hat viel gewonnen statt verloren.

Schenkst du den Kindern noch die Welt,  
die Welt des Guten und des Schönen,  
sich auch dein Auge dort erhellt,  
wo's keine Sünde wär' zu stöhnen.

Dir bleibt bewahrt die Zuversicht.  
Und Liebe, Würde und Vertrauen.  
Wenn du erfüllst die hohe Pflicht,  
die die Natur vermacht den Frauen.

## Das letzte Gedicht

O hätt' ich in den Stunden,  
die mich so viel geplagt,  
das rechte Wort gefunden...  
(Ich hab es nicht gesagt).

O hätt' ich's in den Tagen,  
die bitter mich gequält,  
gewagt, es dir zu sagen...  
(Ich habe es verhehlt).

O hätt' ich in den Jahren  
der schönen Jugendzeit  
den Mut gehabt, zu fragen...  
(Doch kam es nicht so weit).

Du gingst an mir vorüber  
und lächeltest verschmitzt.  
Ich eilte fort kopfüber...  
(Verworren und bestürzt).

Und später ward geschrieben  
so mancher lange Brief.  
Doch ging es mit der Liebe...  
(Du weißt ja, wieder schief).

Dann schrieb ich dir Gedichte.  
(Ich weiß, du last sie nicht).  
Der Kleinmut war gezüchtet...  
(Zurück blieb dies Gedicht).

## Finden Menschen zueinander

„Weinst und weinst, o Trauerweide.  
Sag, was ist dir geschehn?“  
Doch sie möchte es vermeiden.  
Ihre Leiden zu gestehn...

„Komm, ich tupfe dir die Tränen  
von den langen Wimpern sacht:  
Deinen Kummer, all dein Sehnen,  
oh, du Schöne, mir vermach!

Willst du dich unendlich plagen  
und allein durchs Leben gehn?  
Lass das An-sich-selbst-Verzagen -  
und die Tage werden schön?

Komm, ich will dir deine Sorgen  
mildern und dein Herzeleid,  
will dir meinen Frohsinn borgen,  
dass dein Morgen dich erfreut.“

... Finden Menschen zueinander,  
ist es mehr als schweres Geld:  
Aus dem Irrtum auferstanden,  
froh sie wandeln durch die Welt.

## Lass mich in die Zukunft blicken

Wieder ist der Schnee vergangen.  
Und die Sonne strahlt und glüht.  
Nach dem winterlangen Bangen  
neues Leben rings erblüht.

Wieder Vogellieder schallen.  
Dennoch fühl ich mich beklemmt.  
Sag, was ist dir eingefallen?  
Sag, mein Herz, was dich beengt?

Sind es bloß Gedankenspiele?  
Sind es Worte der Vernunft?  
Sind es heimliche Gefühle,  
die die Zeit hat abgestumpft?

Sind die Klänge all verklungen?  
Ward dir Gleichmut aufgezwängt?  
Sind die Lieder all gesungen,  
die das Leben dir geschenkt?

Lass dich, Herz, nicht niederdrücken,  
wo die Hoffnung sich noch regt!  
Lass mich in die Zukunft blicken,  
bis die letzte Stunde schlägt!

## Die alte Mühle

Steht da drüben auf dem Hügel  
eine Mühle, morsch und alt.  
Wenn auch ruhn die alten Flügel,  
lässt ihr Anblick niemand kalt.

Wieviel Korn hat sie gemahlen?  
Von Besorgnis tief erfüllt,  
hat sie in den schweren Jahren  
unsern Hunger oft gestillt.

Braucht sie auch nicht mehr zu mahlen,  
eine Mühle stets sie bleibt  
und geht ein in die Annalen,  
die die Heimat weiterschreibt.

Heute ist sie ein Museum  
und versinnbildlicht die Zeit,  
die manch Mühlenrad ließ drehen  
und so manches Volk befreit...

Fleißig neue Mühlen mahlen.  
Und wir kennen keine Not.  
Wenn den Frieden wir bewahren,  
reicht auf Erden auch das Brot.

## Gebote der Zeit

Kälte und Regen im Spätherbst der Seele  
sind schwer zu vermeiden.  
Stehst vor dem Winter und schaust  
in die Leere

und suchst eine Bleibe,  
wo deine Hoffnung nicht trügt,  
wo es noch Innigkeit gibt.

Düstere Ahnungen.  
Wehmut ergreift dich und nagt dir  
am Herzen.

Lastende Nebel und Missklänge  
lindern wohl kaum deine Schmerzen...  
Ist es die Angst vor dir selbst,  
die unter Druck dich nun hält?

Danke den Liedern  
des blühenden Flieders im zeitfernen Frühling.  
Danke den Freuden  
der Sommernachtsträume mit Rosen  
der Liebe.

Und dein Verlangen vernimmt  
Klänge, die sanft sind und lind.

Du weißt ja, es gab  
auf dem leidvollen Wege auch Stunden  
des Schönen.

Und die Erinnerung  
trocknet der Wehmut behutsam  
die Tränen...

Und die Gebote der Zeit trösten die Seele  
erneut.

## Herbstfest der Bäume

Die hellgelben Ohrhänge  
Zittern ganz leise,  
es leuchtet und funkelt  
das goldne Geschmeide:  
Es schmunzelt die Espe,  
zum Feste bereit, -  
sie trägt heut ihr bestes,  
ihr purpurnes Kleid.

Im schönsten Oktober  
sind bunt alle Räume:  
Es feiern im Walde  
ihr Herbstfest die Bäume.  
Sie sind in Orange  
und Bronze geschmückt  
und singen und tanzen  
und lächeln beglückt.

Sie nehmen jetzt Abschied  
vom grünen Geflüster:  
Ade, warme Tage!  
Der Winter wird düster...  
Doch kommt ja der Frühling  
zum rechten Termin.  
Dann werden wir wieder  
ergrünen und blühen.

Vorbereitet von Erna BERG

# Er kannte das Leben nicht vom Hörensagen

Der Erzähler, Lyriker und Dramatiker Alexander REIMGEN wurde am 18. November 1916 im Dorf Byten auf der Krim geboren. Sein Vater stammte aus ärmlichen Verhältnissen und konnte seine Familie nur mit Mühe über Wasser halten. Der unzählbare Drang nach Wissen ermöglichte es Alexander, 1932 die Siebenjahrsschule zu beenden und den Deutschen Sektor des Internationalen Pädagogischen Technikums in Feodosija zu beziehen. Bis 1941 war Reimgen als Dorfschullehrer tätig. Gleichzeitig nahm er das Fernstudium an der Moskauer Fremdsprachenhochschule auf.

Alexander Reimgen kannte das Leben nicht vom Hörensagen, denn er musste den Leidensweg der Russlanddeutschen miterleben. Nach dem Erlass vom 28. August 1941 wurde Alexander Reimgen mit seiner Familie nach Kasachstan (Gebiet Pawlodar) deportiert. Im Frühjahr 1942 kommt er in die Trudarmee nach Nishni Tagil (Ural), wo er 15 Jahre im Baurüst „Tagilstroj“ arbeitet, als Arbeiter, Brigadier und Meister der Betriebsbahn. Nebenbei versuchte er sich als Plakatmaler.

1957 zog Alexander Reimgen aufs Neuland ins Gebiet Dshambul (Kasachstan). Hier arbeitete er als Normierer in einer MTS, lebte danach in der neugegründeten Neulandsiedlung Dshetyssai. In diesem Städtchen arbeitete er bis zur Rente (1976) in der Kunstwerkstatt als Plakatmaler: Malen war neben Dichten seine zweite Muse.

Der Drang zum Fabulieren erwachte in dem kleinen Alexander Reimgen ziemlich früh. Der Schriftsteller erinnerte sich: „Man fragt mich oft, wie mein erstes Gedicht entstanden sei. Offen gesagt, ich weiß es nicht... In mir rumorte der Hang zur Poesie unbezähmbar. Alle Gedichte aus meinen Schulbüchern konnte ich auswendig... Oft sagte ich sie der Reihe nach für mich auf. Wenn ich ein Wort vergessen hatte, reimte ich ein anderes hinein. Und es stimmte. Das freute mich. Ich ersetzte oft eine Zeile ganz absichtlich... Das machte Spaß. Ich trieb es oft soweit, dass von einem fremden Gedicht nur der Titel oder gar nichts übrigblieb. In mir brodelte es stets, immer wieder tauchten im Gehirn Wörter auf, die sich reimten... Um dieses 'Gestell' wuchsen andere Wörter... So entstanden kleine Gedichte, ich vergaß sie bald und machte neue. Später schon in der Oberklasse, schrieb ich das Zusammengereimte nieder... Ich las viele Bücher, besonders fesselten mich Verse. Bald überzeugte ich mich, dass meine Gedichte nichts taugten. Der Reim allein macht noch kein Gedicht aus. In meinen Versen steckten zu flache, manchmal naive Gedanken. Hauptsache jedoch: Es fehlte die Poesie! Ich vernichtete alles, was ich geschrieben hatte... Das Gedicht muss das Herz ergreifen, muss den Menschen erheben oder erschüttern, muss ihn zum Nachdenken zwingen... Als mir das einigermaßen gelang, wagte ich mich an die Öffentlichkeit...“

Sein erstes Gedicht „Ernte“ brachte 1937 die „Moskauer Zentral-Zeitung“. Nach diesem ersten erschienen in den Nachkriegsjahren Dutzende weitere, aber vor allem Groß Erzählungen und Romane: „Freunde neben dir“, „Menschen aus unserer Mitte“, „... und keinen Schritt zurück!“, „Die letzte Wunde“ und andere. Die produktivste Schaffenszeit begann jedoch erst nach der Entlassung aus der Trudarmee. Als sich Reimgen 1956 literarisch zurückmeldete, gestaltete er weniger - wie viele russlanddeutsche Autoren - die Vergangenheit als vielmehr die Gegenwart. Ein großer Teil seiner Werke ist zeitlich in den Jahren des Neubeginns angesiedelt und beschreibt die Neulanderschlie-

ßung in der kasachischen Hungersteppe und erschien seit 1957 in den Zeitungen „Neues Leben“ (Moskau), „Freundschaft“ (Kasachstan) und „Rote Fahne“ (Slawgorod, Altai).

Reimgens Gedichte, Poeme, Balladen, Erzählungen und die Abschnitte aus seinem Roman „Geschmack der Erde“ fanden Eingang in über dreißig Sammelbände in deutscher, russischer und kasachischer Sprache. Auch übersetzte er Werke russischer, kasachischer und usbekischer Autoren ins Deutsche. 1966 wurde Reimgen Mitglied des Schriftstellerverbandes der UdSSR.

Von Reimgen erschienen 1970 und 1989 acht Einzelpublikationen. In den „Heimatlichen Weiten“ wurden 1981 der Roman „Geschmack der Erde“ und 1988 Kapitel aus dem Roman „Mit vollen Segeln“ veröffentlicht. Im Almanach der Russlanddeutschen „Phönix“ ist er mit seinen Erinnerungen „Im Zeichen des Lebens“ vertreten.

Als erster in der Nachkriegszeit wagte sich Alexander Reimgen an ein Bühnenstück. Seine Erzählung „Die Ersten“ arbeitet er in ein Bühnenstück um, das dann vom deutschen Studio der Schtschepkin-Theaterhochschule (der ersten Truppe des künftigen Deutschen Theaters Temirtau) 1980 als Diplomarbeit aufgeführt wurde. Mit diesem Theaterstück hat das junge Deutsche Dramentheater Temirtau später mehrere Regionen der Ex-Sowjetunion bereist.

Alexander Reimgen starb vor 30 Jahren (1991) in Togliatti, wo er die letzte Zeit bei seinen Kindern lebte.

## Alexander REIMGEN Die Steppe

Aus dem Zyklus „Neuland“

Mit Tau wusch sie sich täglich  
das Gesicht,  
doch ihre alten Runzeln wichen  
nicht.  
Sie steckte sich im Frühling  
jedes Jahr  
die schönsten Blumen  
in das Silberhaar.  
Sie lockte und liebäugelte  
in Gram,  
den sich doch niemand je zu Herzen  
nahm.  
Der Kranich, nach Verehrern  
ausgesandt,  
verschwand für immer aus dem  
öden Land.  
Der Wind, den munkelnd sie  
umwarb, riss ihr  
von Haupt und Kleid die bunte  
Jungfernzier.  
Für Raub und blutigen Mord  
hierher  
verbannt,  
schlich heulend sich der Wolf  
an ihrem Rand.  
Allein die nimmersatte Zieselmaus  
fraß dürres Gras und fühlte sich  
zu Haus.  
Da kam der Pflug.  
Und plötzlich, wie erhellt,  
verliebte sich in sie  
die halbe Welt.

## Erwachen

Ferne, ferne klingt ein Rauschen...  
Rauscht der Wald? Ist's  
Wellenschlag?



Und das Ohr beginnt zu lauschen,  
lauscht hinein sich in den Tag.

Glühen Rosen? Blüht die Flieder?  
Welch ein bunter Farbentanz!  
Licht durchbricht die Augenlieder,  
zaubert her des Tages Glanz.

Starre liegt in den Gelenken -  
noch regiert der Wille nicht.  
Durch die Träume zuckt das Denken,  
und des Schlafes Allmacht  
bricht...

## Verlernt das Staunen nicht

Es staunte unser Urahn, als  
der Stein  
einst Funken schlug  
in seinen Händen.  
Er staunte, wenn aus schwachen  
Feuerlein  
entstanden mächtige Feuerbrände.  
Er staunte, wenn die Sonne  
ihr Gesicht  
bei Tag mit dunkler Hand  
verdeckte.  
Auch des Johanneskäfers  
Flimmerlicht  
in ihm ein stummes Staunen weckte.  
Er staunte.  
Und er forschte nach dem Grund,  
und manch Geheimnis wurde so  
ihm kund.  
Das Staunen ist des Fortschritts  
Unterpfand.  
Nur staunend meistern wir  
das Leben.  
Wir staunen über unsre eigne Hand,  
geformt durch unser Vorwärtsstreben.  
O Mensch,  
verschönere der Menschheit  
Angesicht!  
Leb' suchend und verlern  
das Staunen nicht.

## Weißt du?

Weißt du?  
Hell ist das Blut der Bäume,  
rot sind des Herzens Tränen,  
gebläut des Himmels Träume,  
und maßlos ist mein Sehnen.  
Weißt du?  
Zu langsam schleppen sich die  
Tage ohne dich.  
Die Nächte sind die reinste Plage  
ohne dich.  
Der Mut fehlt, etwas anzustreben  
ohne dich,  
denn grau und sinnlos ist mein Leben,  
ohne dich.

Hörst du?  
Der Beilhieb schmerzt dem Baume,  
mein Herz weint rote Tränen.  
Komm endlich aus dem Traume,  
still mir mein maßlos Sehnen.  
Hörst du?

Foto: RF/ZfD-Archiv

# Die richtige Taktik

Christian Duspapa war mit seinen sechzig Jahren noch ein rüstiger Mann. Bart und Schnauzer waren bei ihm stets sorgfältig gestutzt, in den graublauen Augen spielten immer noch lebhaft Fünkchen. Die Ländereien der dritten Feldbaubrigade lagen nicht weit vom Dorfe weg, und die Verwaltung ernannte ihn zum Treibstofffahrer dieser Brigade. Der Alte tat seine Arbeit tadellos und half nicht selten den anderen mit.

Im Frühjahr, als wir Welschkorn säten, wollten die Quadrate nicht gelingen.

„Do kommt's uf die richtig Taktik a“, belehrte er die Leute und wich nicht vom Felde. Er zankte sich „ehrenamtlich“, wie er meinte, mit den Traktoristen herum und half mit Rat und Tat, bis die Sache in Gang kam.

„Du altes Ohrläpple muscht a immer dabei sei!“, schimpfte seine Alte.

„Was mr gern tut, gschieht net sauer“, brummte Christian.

Am anderen Tag half er schon mit Leib und Seele am Bau des Feldhäuschens der Brigade.

Wir beschlossen, unserem Nachbarkolchos, der den anderen wirtschaftlich nachhinkte, unter die Arme zu greifen. Einige Kolchosbauern lehnten sich dagegen auf.

„Was?! Die wärre ufm Basar rumhocke, un mir solle für sie schaffe?“, schrien sie. „Nix drvo!“ Der Vorsitzende versicherte die Leute, dass im Kirow-Kolchos heute schon ein anderer Wind wehe. Die neue Verwaltung hätte vieles getan, um die Wirtschaft auf die Beine zu bringen. Es klappte aber noch nicht alles. Uns fiel kein Fingerchen ab, wenn wir nachbarlich helfen würden. Der Alte unterstützte den Vorsitzenden.

„Setz dich doch net mit m Hindere gegen die Kirch!“, vermahnte er die Schreier. „Mr wolle net d Amerikaner helfe, die Kirower sen doch unsre Nohborschleit. D Predsedatl wendt die richtig Taktik a.“

Duspapa setzte die richtige Taktik über alles in der Welt und kein Wunder, dass er sich in der heikligsten Lage immer zurecht fand.

Die Welschkornfelder des Nachbarkolchos standen - nicht ohne unser Zutun - wie ein Wald. Das Flüsschen, das an ihnen vorbeizog, bildete während des Hochwassers im Frühling an einigen Stellen seichte Teiche, die mit üppigem Rohrgebüsch umwucherten. Hier hausten Wildschweine. Die Kolchosverwaltung hatte das bei der Wahl des Ackers für den König der Felder nicht in Acht genommen, nun hatten sie die Plage mit diesem gefräßigen und gefährlichen Wild.

Man bat uns, bei der Vertreibung der Frevler behilflich zu sein. Die Liebhaber der Eberjagd aus unserem Kolchos waren gleich dabei. Zu unserer Verwunderung meldete sich auch Duspapa zur Jagd, bei dem wir noch nie eine Flinte in den Händen gesehen hatten.

„Ich hab mei Teil an dr Eberjagd schon mitgmacht“, versicherte er uns. „Ich geh mit. Macht euch um mich kei Sorge.“

An einem stillen, mond hellen Abend begaben wir uns zu den Welschkornfeldern der Nachbarn, wo man auf uns schon wartete.

Duspapa klärte alle auf: „Dr Wildeber hat was vom Wolf, der kann d Kopf a net drehe. Wenn des Biest emol uf dich zu rennt un du net gwährscht zu schieße, lass es nur ganz dicht an dich ra. Dann brauchst du nur ei Schritt nebenaus mache, un der Teufel schießt an dr vrbei.“

Wir ließen unsere Pferde abseits stehen und umlagerten die Pfade der Tiere. Duspapa und vier andere Jäger blieben am linken Ufer, um den Wildschweinen den Rückzug in die Steppe zu verwehren.

Sie ließen nicht lange auf sich warten. Ein vorsichtiger Rascheln erwachte im Schilf. Dann schob sich ein Rüssel mit weißen Stoßzähnen hervor. Ein stämmiger Eber ging vorsichtig ins Welschkornfeld. Ihm folgten, schon mutiger und herumschnüffelnd, mehrere andere Tiere. Wir ließen sie ins Feld eindringen. Der Schuss unseres Vordermanns sollte das Signalzeichen zum Angriff sein.

Der erste Schuss krachte. Der zweite und dritte folgte. Die Wildschweine kamen zurückgestürzt. Einem Eber setzte ich die Kugel in den Schädel. Er knickte im Lauf zusammen und bohrte den Rüssel in die Erde. Der zweite, den ich traf, schlug sich über und röchelte am Boden.

Bald erschallten Schüsse hinter uns: Duspapa und die anderen begegneten den Flüchtlingen.

„Die kommen nicht mehr zurück!“, sagte der Brigadier aus dem Kirow-Kolchos zufrieden.

Ein Schrei ließ uns aufspringen. Wir erstarrten: Mitten im Teiche trieb sich ein Gespenst herum. Wir stürzten ans andere Ufer.

Mit dem Gesicht nach hinten, saß Duspapa rittlings auf einem verletzten Eber und hieb mit seiner Flinte auf das Tier ein. Ich war so erregt, dass ich unbedacht anlegte und versuchte, im unsicheren Mondlicht den wirbelnden Kopf des Ebers aufs Korn zu erhaschen. Man riss mir die Flinte herunter. Von allen Seiten stürzten wir mit gezückten Jagdmessern in den Teich.

Duspapa hatte jedoch unsere Hilfe nicht mehr nötig. Der Eber fiel und ließ den letzten Atemzug in glucksenden Wasserblasen aufsteigen.

„Holzblitznochemol!“, fluchte der Alte. „Der Drach war so schnell, dass ich den Schritt nebenaus net gwährte. Do bin ich ihm eifach uf d Buckl ghopst, sonscht hätt r mich ufgeschlitz.“

Wir staunten über die Findigkeit unseres Treibstofffahrers.

„Wenn du en Kop uf d Schultern hascht, wersch du immer die richtig Taktik finde“, meinte er. Er öffnete die linke Hand: Die Borsten hatten ihn bis aufs Blut geritzt.

„Nur Handschuh misst mr in som Fall bei sich habe“, sagte er so ernst, dass wir lachen mussten.

Zusammengefasst von Nina PAULSEN, bearbeitet von Erna BERG

# Ein Erlass mit einem tiefen nachwirkenden Einschnitt in der russlanddeutschen Geschichte

(Fortsetzung, Anfang ZfD Nr. 6)

Hiermit wollen wir an Ereignisse und Entwicklungen erinnern, die sich in Bezug auf die Russlanddeutschen mit dem Beginn des deutsch-sowjetischen Krieges (1941-1945), aber auch schon vorher, in verschiedenen deutschen Siedlungsgebieten abzeichneten und ihren unumkehrbaren Lauf nahmen. Wie auch im Ersten Weltkrieg gerieten die Russlanddeutschen in der Sowjetunion zwischen die Räder der beiden Diktaturen mit weitreichenden verheerenden Folgen. Für die Deutschen in der Sowjetunion war der deutsch-sowjetische Krieg eine Katastrophe, die einen jahrzehntelangen Opfergang der Volksgruppe heraufbeschwor: Den enormen Todesopfern folgte der Verlust der Sprache, Kultur und nationalen Identität.

Der verleumderische Erlass des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR vom 28. August 1941, der die Wolgadeutschen und somit die ganze Volksgruppe für Jahrzehnte schuldlos an den Pranger stellte und den Untergang der Deutschen in der Sowjetunion endgültig besiegelte, markiert einen tiefen und bis in die Gegenwart nachwirkenden Einschnitt in der russlanddeutschen Geschichte.

## ERSTE „EVAKUIERUNGEN“ VOR DEM ERLASS VOM 28. AUGUST 1941

„Evakuierungen“ (so anfänglich der Begriff) der Deutschen aus den Gebieten des deutschen Vormarsches in entlegene Gebiete (Sibirien, Kasachstan, Mittelasien) waren eine der ersten Reaktionen der sowjetischen Regierung auf den Überfall Hitlerdeutschlands.

Die Zwangsumsiedlung der Deutschen in der Sowjetunion, die mit dem Beginn des deutsch-sowjetischen Krieges, mit aller Härte durchgeführt wurden, sollten nicht nur auf die Wolgadeutschen beschränkt bleiben. Betroffen waren alle europäischen Siedlungsgebiete der Deutschen in der UdSSR. Die gesamte „deutsche Operation“ verlief unter Ausschluss der sowjetischen Öffentlichkeit.

Die politische Begründung der Rechtmäßigkeit der Deportationen beinhaltete der Erlass des Präsidiums des Obersten Sowjets vom 28. August 1941 „Über die Übersiedlung der Deutschen, die in den Wolgarayons wohnen“. Als Begründungen galten Beschlüsse, Verordnungen, Richtlinien, Instruktionen oder Befehle des Staatlichen Verteidigungskomitees, des Rates der Volkskommissare der UdSSR, des NKWD (sowjetische politische Geheimpolizei 1934-1946), der Kriegsräte der Fronten und anderer Institutionen, welche die gesamte Durchführung bestimmen.

Diese organisierte Umsiedlung diente vor allem der unbeschränkten Ausbeutung der Arbeitskräfte unter ständiger Kontrolle der Staatsorgane - noch Jahre nach dem Krieg lebten die Deutschen mit dem Status „Sondersiedler“.

Als erste wurden ab Juli 1941 ca. 53 000 Krimdeutsche innerhalb kürzester Frist zwangsweise in den Nordkaukasus ausgesiedelt. Die offizielle Erklärung lautete: „Wir bringen euch ins Hinterland, damit ihr nicht unter den Kriegshandlungen zu leiden habt.“ Später wurden sie zusammen mit nordkaukasischen Deutschen weiter nach Zentralasien deportiert.

Schon im Juli 1941 forderte der stellvertretende Volkskommissar für Innere Angelegenheiten der UdSSR in einem Schreiben an den Volkskommissar L.P. Berija: „Auf dem Territorium der Karelo-Finnischen SSR leben 1200 deutsche Arbeitssiedlerfamilien, die in den Jahren 1932-33 aus den Grenzgebieten der Ukrainischen SSR ausgewiesen worden sind. In Anbetracht der Tatsache, dass es zurzeit unzweckmäßig ist, die deutschen Aussiedler auf dem Territorium der Karelo-Finnischen Republik zu lassen, ersuchen wir Sie um Ihre Sanktion für die Umsiedlung in die Komi ASSR.“

Am 6. August 1941 erließ der Kriegsrat der Leningrader Front den Befehl über die Umsiedlung der Deutschen aus der Stadt und dem Gebiet Leningrad. Im August-Septem-

ber 1941 wurden aus Leningrad und Umland 96 000 Bürger finnischer und deutscher Nationalität deportiert (allein 50 000 Deutsche aus dem Gebiet um Leningrad).

In einer Gefechtsmeldung des Kriegsrates der Südfront an das Oberkommando vom 3. August 1941 steht: „Die Kriegshandlungen am Dnestr haben gezeigt, dass die deutsche Bevölkerung auf unsere zurückweichenden Truppen aus Fenstern und Gärten geschossen hat. Es wurde ferner festgestellt, dass die einmarschierenden deutschen Truppen am 1. August in einem deutschen Dorf mit Brot und Salz begrüßt wurden. Wir bitten, den örtlichen Machtorganen Anweisungen über die unverzügliche Aussiedlung der unzuverlässigen Elemente zu geben.“

Laut dem Erlass vom 31. August 1941 „Über die auf dem Territorium der Ukrainischen SSR lebenden Deutschen“ wurden die Ukrainedeutschen der Kollaboration mit der Wehrmacht beschuldigt. Aber schon vorher zogen sowjetische Behörden die deutschen Männer im arbeits- und wehrfähigen Alter aus Osten der Ukraine ab; über 18 600 Personen wurden mobilisiert. Der schnelle Vormarsch der deutschen Truppen nach Osten verhinderte eine weitere Mobilisierung.

## AUFLÖSUNG DER REPUBLIK DER WOLGADEUTSCHEN

Im Wolgagebiet bildete der „Erlass des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR über die Übersiedlung der Deutschen, die in den Wolgarayons wohnen“ vom 28. August 1941 die Grundlage für die vom 3. bis 20. September durchgeführte Deportation von 376 717 Personen deutscher Nationalität.

Schon im Juli 1941 besuchten der Erste Stellvertretende Vorsitzende des Rates der Volkskommissare, Wjatscheslaw Molotow, und der NKWD-Vorsitzende Lawrenti Berija, Engels, die Hauptstadt der deutschen Wolgarepublik. In einer Sitzung des Parteiapparats und der Vertreter der Roten Armee wurde unter anderem „die Gefahr“ thematisiert, die die Wolgadeutschen zu dieser Zeit angeblich heraufbeschwören könnten.

Mehrfach wurde die Notwendigkeit, Repressivmaßnahmen zu ergreifen, hervorgehoben. In der Politbüro-Sitzung mit seinen engsten Vertrauten am 26.8.1941 ordnete Stalin die Auflösung der deutschen Autonomie und die Zwangsumsiedlung der Deutschen aus der Wolgarepublik und den Gebieten Saratow und Stalingrad an. Vor allem sollte die ehemalige Führung der ASSR der Wolgadeutschen diskreditiert werden, um dem Stalinregime eine nachträgliche Rechtfertigung für die Auflösung der Republik und die repressiven Maßnahmen zu liefern.

Dazu schrieb Hugo Wormsbecher, Publizist und russlanddeutscher Autonomieaktivist, in seinem Beitrag „Die sowjetdeutschen Probleme und Hoffnungen“ („Heimatliche Weiten“, 1/1988): „

„Vom 22. Juni bis zum 10. August 1941 wurden in der Republik der Wolgadeutschen 145 Personen verhaftet, darunter zwei, denen man Spionage zur Last legte, die anderen hatte man hauptsächlich wegen ihrer schwarzseherischen Äußerungen festgenommen. Schon allein diese Tatsachen lassen schlussfolgern, dass die Behauptung, die deutsche Bevölkerung der Republik sei ein 'dichtes Netz von Diversanten und Spionen' gewesen, ein Lügennarrchen ist.“

## DIE DEPORTATION DER WOLGADEUTSCHEN

Bereits am 27. August 1941 erteilte das NKWD der UdSSR einen Befehl „Über die Maßnahmen zwecks Durchführung von Operationen zur Aussiedlung der Deutschen aus der ASSR der Wolgadeutschen und den Gebieten Saratow und Stalingrad“.

Am 30. August 1941 wurde der Erlass „Über die Umsiedlung der Deutschen, die in den Wolgarayons wohnen“ vom 28. August 1941 in den Zeitungen „Nachrichten“ und „Bolschewik“ der Wolgarepublik veröffentlicht, unterzeichnet vom Staatsoberhaupt

# Nachrichten

Organ des Gebietskomitees der KPdSU(B) und des Obersten Sowjets der ASSRdWD, des Stadtkomitees der KPdSU(B) und des Stadtsowjets der Deputierten der Werktätigen von Engels

Nr. 204

Sonnabend, den 30. August 1941

Preis 15 Kop.

## ERLASS

DES PRÄSIDIUMS DES OBERSTEN SOWJETS DER UNION DER SSR

### Über die Übersiedlung der Deutschen, die in den Wolgarayons wohnen

Laut genauen Angaben, die die Militärbehörden erhalten haben, befinden sich unter der in den Wolgarayons wohnenden deutschen Bevölkerung Tausende und aber Tausende Diversanten und Spione, die nach dem aus Deutschland gegebenen Signal Explosionen in den von den Wolgadeutschen besiedelten Rayons hervorruhen solien. Über das Vorhandensein einer solch großen Anzahl von Diversanten und Spionen unter den Wolgadeutschen hat keiner der Deutschen, die in den Wolgarayons wohnen, die Sowjetbehörden in Kenntnis gesetzt, folglich verheimlicht die deutsche Bevölkerung der Wolgarayons die Anwesenheit in ihrer Mitte der Feinde des Sowjetvolkes und der Sowjetmacht.

Falls aber auf Anweisung aus Deutschland die deutschen Diversanten und Spione in der Republik der Wolgadeutschen oder in den angrenzenden Rayons Diversationsakte ausführen werden und Blut vergossen wird, wird die Sowjetregierung laut den Gesetzen der Kriegszeit vor die Notwendigkeit gestellt, Strafmaßnahmen gegenüber der gesamten deutschen Wolgabevölkerung zu ergreifen.

Zwecks Vorbeugung dieser unerwünschten Erscheinungen und um kein ernstes Blutvergießen zuzulassen, hat das Präsidium des Obersten Sowjets der UdSSR es für notwendig gefunden, die gesamte deutsche in den Wolgarayons wohnende Bevölkerung in andere Rayons zu übersiedeln, wobei den Überzustedelnden Land zuzuteilen und eine staatliche Hilfe für die Einrichtung in den neuen Rayons zu erwäsen ist. Zwecks Ansiedlung sind die an Ackerland reichen Rayons des Nowosibirsker und Omsker Gebiets, des Altaigaus, Kasachistans und andere Nachbarortschaften bestimmt.

In Übereinstimmung mit diesem wurde dem Staatlichen Komitee für Landesverteidigung vorgeschlagen, die Übersiedlung der gesamten Wolgadeutschen unverzüglich auszuführen und die überzustedelnden Wolgadeutschen mit Land und Nutzlandereien in den neuen Rayons sicherzustellen.

Vorsitzender des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR M. KALININ.

Sekretär des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR A. GORKIN.

Moskau, Kreml, 28. August 1941.

Dieses Dokument stellte die ganze Volksgruppe schuldlos an den Pranger.

Michail Kalinin im Namen des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR.

Für die „Übersiedlung“ der Wolgadeutschen schob der Erlass ihre vermeintliche Kollaboration mit dem Feind vor. Darin wurde behauptet, dass es in der Wolgarepublik „Tausende und aber Tausende Diversanten und Spione“ gebe, die auf ein „aus Deutschland gegebenes Signal Explosionen in den von den Wolgadeutschen besiedelten Rayons auszuführen haben“. Infolgedessen sehe sich „die Sowjetregierung gezwungen, Strafmaßnahmen gegen die gesamtdeutsche Bevölkerung des Wolgagebiets zu ergreifen“.

Speziell für die Umsiedlung der Deutschen wurde eine Abteilung für Sonderumsiedlungen des NKWD eingerichtet, die in ihren Anordnungen zuerst den Begriff „Evakuierung“ verwendete. Die ganze „deutsche Operation“ verlief unter Ausschluss der sowjetischen Öffentlichkeit.

Anfang September 1941 wurden in alle wolgadeutschen Orte Militäreinheiten zur „Überwachung von Ruhe und Ordnung“ verlegt. In die Republik der Wolgadeutschen 1200 NKWD-Mitarbeiter, 2000 Milizmänner sowie 7350 Rotarmisten beordert, in das Gebiet Saratow 250 NKWD-Mitarbeiter, 1000 Milizmänner und 2300 Rotarmisten.

Die Deutschen erhielten strengste Anweisung, ihre Wohnorte nicht zu verlassen. Die Bahnhöfe und die Straßen der Wolgakolonien wurden von Patrouillen der NKWD bewacht.

Die Bevölkerung musste innerhalb kurzer Zeit, vielerorts binnen weniger Stunden, zum Abtransport bereit sein. Zuvor waren

die Steuern für das gesamte Jahr 1941 zu entrichten und das Eigentum gegen Quittung Sonderbevollmächtigten zu übergeben.

Grundsätzlich konnte jede Familie Proviant, Kleidung und andere nützliche Gegenstände (bis zu 200 kg je Familienmitglied) mit sich führen. Die außerordentliche Hast - für den Aufbruch waren höchstens 24 Stunden gegeben (selten dauerte es länger) - ließ jedoch meist nur ein Bündel mit den allernotwendigsten Gegenständen zusammenkommen.

„Es wurde Brot gebacken, Schweine und Hühner geschlachtet, Fleisch eingesalzen. Die Kolchoskühe wurden nicht mehr gemolken. Auf der Tenne lag noch viel Weizen herum, das Vieh hatte sich überfressen und ist elendig zugrunde gegangen. Das Gebrüll der Kühe, die gemolken werden wollten, und das Geheul der Hunde, die ein Unheil witterten, stehen mir noch heute in den Ohren. Schon bald ging es mit Ochsen- und Pferdewagen in Begleitung von bewaffneten Soldaten bis zum Wolgaufer. Mitnehmen durfte man nur so viel, wie jede Familie tragen konnte“, erinnerte sich David Geibel (geboren 1930 in Zürich, Wolga).

Laut der NKWD-Verordnung waren „Mitglieder der WKP(b) und des kommunistischen Jugendverbandes Komsomol gleichzeitig mit den anderen umzusiedeln“. In gleicher Weise betraf das auch die Regierungsmitglieder der Wolgarepublik mit Konrad Hoffmann (1894-1977), Vorsitzender des Präsidiums des Obersten Sowjets der ASSRdWD, und Alexander Heckmann (1908-1994), Vorsitzender des Rates der Volkskommissare.

(Schluss auf Seite 9)

Zusammengefasst von Nina PAULSEN, bearbeitet von Erna BERG

# Ein Erlass mit einem tiefen nachwirkenden Einschnitt in der russlanddeutschen Geschichte

(Schluss von Seite 8)

„Als die Deportation begann - in der Nacht zum 3. September verließen die ersten 50 Waggons mit je 50 eingepferchten Menschen die Stadt Engels - standen unsere Freunde und Nachbarn, Russen und andere, dabei, winkten uns verzweifelt zu und weinten“, schrieb Jacob Schmal, der letzte Sprecher des Wolgadeutschen Rundfunks in der Stadt Engels.

In Güterzüge (40 bis 60 Personen pro Waggon) verfrachtet, mussten die Deutschen unter menschenunwürdigen Bedingungen wochenlange Fahrten Richtung Osten erdulden. Die Viehwaggons blieben während der gesamten Fahrt von außen verriegelt, der Proviant war knapp, und Trinkwasser stand in nur ungenügender Menge zur Verfügung. Darüber, wie die Deportation verlief, gibt es zahlreiche Berichte von Zeitzeugen, unzählige Erinnerungen sind auch in Buchform festgehalten worden.

Ida Bender (1922-2012), Tochter des wolgadeutschen Schriftstellers Dominik Hollmann, erinnerte sich beispielsweise:

„...Wir glaubten nach wie vor fest daran, dass sich alles klären würde mit der Zeit, man würde erkennen, dass wir treue Bürger des Sowjetstaates waren und sind, die Anschuldigungen unbegründet waren. Der Lastwagen brachte uns und weitere Deutsche nicht zur Eisenbahnstation, sondern an Gleise in freier Steppe hinter der Stadt. Hier lagerten schon viele deutsche Familien. Schweigend standen und saßen die Leute auf ihren Bündeln. Endlich am späten Nachmittag kam der Zug – rote Güterwaggons...“

David Geibel (geb. 1930 in Zürich) beschreibt den Beginn der Deportation ähnlich:

„Drei Tage mussten wir am Ufer unter freiem Himmel ausharren. Getrunken wurde aus der Wolga, da wurden schon mehrere Kinder krank. Endlich wurden wir auf Lastkähne verladen, und es ging flussabwärts Richtung Saratow. Da es dort keinen Platz zum Ausladen gab, schipperte man uns zurück nach Engels, dann wieder nach Saratow, wo wir endlich in Viehwaggons verladen wurden... In der Diele hackte ein Mann mit dem Beil ein Loch - das war für die nächsten drei Wochen die Toilette für Jung und Alt.“

Olga Gehrke-Brauer (geb. 1950) erzählt über die Deportation ihrer Eltern: „Von der Deportation erfuhren meine Eltern am 31. August 1941. Es wurde geschlachtet, gebacken, gekocht und gepackt: Proviant, Bekleidung, Bettsachen, Geschirr. Die Mutter packte die Singer-Nähmaschine ein. Der Vater verstaute einige Bücher in der Kiste. Und für die erst dreimonatige Lilli wurde eine kleine Wanne mitgenommen, die über die ganze Kriegszeit ihre guten Dienste erledigte. Schließlich wurde das Haus abgeschlossen und der Schlüssel beim Vorsitzenden des Dorfrates abgegeben - niemand ahnte, dass der Abschied für immer war. Die Erwachsenen glaubten fest daran, dass sie nach dem Krieg in ihr Haus zurückkehren würden.“

Insgesamt wurden aus dem Wolgagebiet Hunderttausende Deutsche deportiert:

- Wolgarepublik: 73 529 Personen;
- Gebiet Saratow: 46 706 Personen;
- Gebiet Stalingrad: 26 245 Personen;
- Gebiet Kujbyschew: 11 101 Personen;
- Gebiet Astrachan: 19 850 Personen.

Nicht umgesiedelt wurden 1487 Deutsche, „weil sie Mitglieder russischer Familien waren“.

Nach mehrwöchiger Reise gelangten die deportierten Wolgadeutschen an ihre Bestimmungsorte: Mehr als 80 Prozent wurden in sibirischen Gebieten und Regionen angesiedelt (die Regionen Altai und Krasnojarsk sowie die Gebiete Omsk und Nowosibirsk), den Rest verteilte man auf die Gebiete Kustanai, Pawlodar, Nordkasachstan und Akmolinsk in Kasachstan.

Kaum waren die Wolgadeutschen fort, wurde das Territorium der ASSR der Wolgadeutschen laut Beschluss des Präsidiums des Obersten Rates der Sowjetunion vom 7. September 1941 zwischen den Gebieten Saratow und Stalingrad (seit 1961 Gebiet Wolgograd) aufgeteilt.



## DEPORTATIONEN DER DEUTSCHEN AUS ANDEREN REGIONEN

Innerhalb kürzester Zeit wurde der Deportationsbefehl auf Deutsche in anderen Gebieten ausgedehnt und stellte somit alle Deutschen unter Generalverdacht.

Am 6. September 1941 wurde über die Umsiedlung der Deutschen aus den Gebieten Moskau (8611 Personen) und Rostow am Don (21 400) beschlossen.

Am 8. September 1941 kam der Beschluss des Verteidigungskomitees der Sowjetunion über die Versetzung von deutschen Armeeinghörigen (etwa 15 000 Soldaten deutscher Nationalität) in Bautrupps, die somit die ersten deutschen Arbeitskolonnen bildeten.

Am 21. September 1941 wurde die Umsiedlung von 63 000 Deutschen aus dem Gebiet Saporoschje, von 41 000 aus dem Gebiet Stalino und 5487 Deutschen aus dem Gebiet Woroschilowgrad beschlossen. Im September/Oktober 1941 kam der Befehl des Kriegsrates der Westfront über die Umsiedlung der Deutschen aus dem Gebiet Kalinin. Anfang Oktober wurden 5125 Deutschen aus dem Gebiet Woronesh und 2639 Deutschen aus dem Gebiet Gorki ausgesiedelt.

## DEPORTATION DER DEUTSCHEN AUS DEM NORDKAUKASUS

Der Beschluss über die Umsiedlung der Deutschen aus den nordkaukasischen Gebieten (die Regionen Krasnodar und Ordschonikidse sowie die Kabardino-Balkarische und die Nord-Ossetische ASSR) erfolgte bereits am 21. September 1941: Vom 25. September bis zum 10. Oktober sollte die deutsche Bevölkerung laut Befehl nach Kasachstan umgesiedelt werden.

In den statistischen Angaben der Materialsammlung des KGB der UdSSR über die Zahl der aus dem deportierten Nordkaukasus und in Kasachstan angesiedelten Deutschen

aus dem Nordkaukasus ist zu lesen (Stand bis zum 25. Dezember 1941):

- aus der Dagestanischen ASSR 5048 Deutsche,
- der Kabardino-Balkarischen ASSR 5327 Deutsche,
- der Nord-Ossetischen ASSR 2929 (5847) Deutsche,
- aus der ASSR der Tschetschenen und Inguischen 858 Deutsche,
- aus der Region Krasnodar 34 287 (37 733) Deutsche
- und aus der Region Ordschonikidse 95 689 (99 900) Deutsche.

In Klammern sind jeweils die Angaben des Volkskommissariats für Innere Angelegenheiten der UdSSR über die Umsiedlung zum 1. Januar 1942 verzeichnet (aus der Sammlung des Historikers Prof. Dr. Nikolaj Bugaj). Insgesamt wurden aus den nordkaukasischen Gebieten etwa 140 000 Deutsche deportiert und über verschiedene Gebiete Kasachstans zerstreut.

## DEPORTATION DER DEUTSCHEN AUS DEM SÜDKAUKASUS

Die letzte massive Deportationsaktion im Oktober 1941 betraf die Deutschen im Südkaukasus. Als Grundlage galt der Beschluss des Staatlichen Verteidigungskomitees der UdSSR „Über die Umsiedlung der Deutschen aus der Georgischen, der Aserbaidschanischen und der Armenischen SSR“ vom 8. Oktober 1941.

In einem Schreiben von Lawrenti Berija an Stalin ist nachzulesen: „Zwecks Vorbeugung antisowjetischer Tätigkeit seitens der in der Georgischen, der Aserbaidschanischen und der Armenischen SSR lebenden Deutschen erachtet es das NKWD der UdSSR für zweckmäßig, die als antisowjetisches und verdächtiges Element operativ Erfassten in Haft zu nehmen und den übrigen Teil der deutschen Bevölkerung - 46 533 Personen - in die Kasachische SSR umzusiedeln.“

Zur Aussiedlung standen:

- in Georgien 23 580 Personen,
- in Aserbaidschan 22 741 Personen,
- in Armenien 212 Personen.

Die Aussiedlungsoperation sollte laut Beschluss des Staatlichen Verteidigungskomitees zwischen dem 15. bis zum 30. Oktober 1941 stattfinden.

Schon am 17. Oktober 1941 mussten die Gebäude abgegeben werden. Oft hatten die Deutschen nur wenige Stunden, um ihre Sachen zu packen. Die Häuser wurden an Umsiedler aus anderen Regionen Transkaukasiens vergeben. Von ihrem ganzen Eigentum blieb den Siedlern am Ende nur eine Quittung des örtlichen Sowjets und ein Stück Handgepäck.

Auf Lastwagen wurden die deutschen Familien zum Bahnhof von Gandscha gebracht, weiter ging es mit der Eisenbahn nach Baku. Hier wurden die Deportierten am 25. Oktober auf Schiffe verladen und über das Kaspische Meer nach Krasnowodsk in Turkmenien gebracht. Der Abschied schmerzte bis ins tiefste Innere, viele ahnten, dass es für immer war. Das Lied „Ade, mein Heimatland“, von einem gewaltigen Chor von Männern und Frauen gesungen, war der letzte Gruß an die Heimat, die jetzt jeder hinter sich lassen musste, und keiner wusste, was ihn noch erwartete.

Von Krasnowodsk begann für die Kaukasusdeutschen eine wochenlange Eisenbahnfahrt in Viehwaggons vom Ostufer des Kaspischen Meeres durch die Wüstengebiete, die bis Mitte November dauerte. Es war ein etwa 5000 Kilometer langer Irrweg über Ashchabad und Buchara in Turkmenien, Samarkand und Taschkent in Usbekistan, dann nach Nordwesten bis Orenburg im Uralgebiet und bis Omsk in Sibirien und schließlich wieder nach Süden bis Zelinograd in Kasachstan, wo es bereits vor 1918 deutsche Siedlungen gegeben hatte.

Da viele Menschen zusammengepfercht waren und es an Wasser fehlte, wurde die lange Reise zur Höllenfahrt. Vor allem viele Alte und Schwache fanden ihr Grab in den Sandwüsten Mittelasiens. Erst ab Samarkand gab es Trinkwasser.

Die ersten Gruppen der Deportierten wurden bereits um Alma-Ata und am Balchaschsee ausgesetzt. Die weiteren Transporte erreichten über Karaganda die Stadt Zelinograd und wurden von dort auf die Gebiete Akmolinsk, Dschambul, Karaganda, Kustanai, Pawlodar, Petropawlowsk oder Semipalatinsk verteilt. Sie kamen vor allem in entlegene Gebiete, dorthin, wo Arbeitskräfte am nötigsten waren.

Die meisten wurden in die Hütten der einheimischen kasachischen Bevölkerung einquartiert. Oft hausten die Deutschen in einem Raum mit Familien, die selbst bis zu sieben Personen hatten. In den Wohnungen waren oft auch Schweine und Hühner untergebracht. An Ort und Stelle mussten die Ankömmlinge vorerst bei der Erntearbeit mithelfen. Die Verpflegung war schlecht, die Arbeitsanforderungen aber groß - die Hungersnot griff um sich und holte die Schwächeren. Auch Kranke wurden rücksichtslos auf die Arbeit getrieben, so dass viele an Schwäche ihr Leben lassen mussten.

**Zur Kenntnis** Bis Ende 1941 wurden 794 059 Sowjetbürger deutscher Nationalität (nach anderen Angaben 894 626 Deutsche) aus dem europäischen Teil der Sowjetunion nach Sibirien und Kasachstan „umgesiedelt“, darunter 374 717 Deutsche (nach anderen Angaben 438 715 Deutsche) aus dem Wolgagebiet. Aus der Ukraine, die bis zum 28. August 1941 bereits etwa zur Hälfte von deutschen Truppen besetzt war (dadurch blieben die Wolhyniendeutschen sowie viele Schwarzmeerdeutsche von der Deportation für knapp vier Jahre verschont), werden für die Gebiete Saporoschje mit 63 000 und Stalino mit 41 722 deportierten Deutschen die höchsten Zahlen genannt. Fünfstellige Deportationszahlen beklagen auch Aserbaidschan (23 133), Georgien (20 527), die Regionen Krasnodar (34 287) und Ordschonikidse (95 689) sowie das Gebiet Rostow/Don (36 243).

(Nach Texten der Historiker Alfred Eisfeld, Arkadi German, Viktor Krieger und Nikolai Bugaj)  
Zeichnung: Hugo WORMSBECHER

(Fortsetzung folgt)

Vorbereitet von Erna BERG

# „Viel Rosen habe ich auf meinem Lebensweg nicht angetroffen...“

(Fortsetzung, Anfang Zfd Nr. 6)

So verging die Zeit. Onkel Wedel säte für uns zwei Desjatinen Weizen zu Brot. Das Land hatte Jakob bei einem Kirgisen gepachtet. Wir hatten auch im Garten alles Nötige gepflanzt. Die Erde war gelb und ich dachte, es würde hier nichts geben. Es musste alles gewässert werden. Es dauerte jedoch nicht lange, da wuchs alles. So verging die Saatzeit. Dann übernahmen sich Jakob und Abram Dück, der Mann von Jakobs Nichte Lena Wedel, den Bau eines Hauses, um etwas Geld zu verdienen. Er verdiente 40 Rubel und wir konnten uns eine Kuh kaufen. Die gab uns täglich zehn Pfund Milch, die wir an die Käseerei lieferten. Zehn Pfund Milch gab ein Pfund Käse, der 29 Rubel kostete. Alles war gut, aber die Sehnsucht nach der Heimat war stark.

Ich trocknete im Sommer viel Obst, schickte davon auch meinen Nächsten nach Sibirien. Im Winter war es hier sehr schön. Wir gingen oft ohne was übergezogen zu haben zur Versammlung. Wir hatten uns schon Kleider, Betten angeschafft und etwas Geld gespart. Uns fehlte an nichts. Aber Jakob wollte gleich mir doch wieder zurück in seine Heimat.

Im März besuchten uns die Meinen. So blieben wir noch den Sommer, trockneten viel Obst und fuhren dann im August zurück nach Sibirien. Diesmal hatten wir eine gemütliche Reise mit dem Zug. Es ging der Heimat zu. Wir waren glücklich. Wer konnte es schon ahnen, was in kurzer Zeit geschehen wird.

## WIEDER ZU HAUSE IN SIBIRIEN

Sechs Tage waren wir unterwegs, damals nach Kirgisien dauerte es 18 Tage. Mein Herz wollte mir in der Brust zerspringen. Da stand der Baum, unter dem wir so glücklich waren, da sang die Amsel so wunderbar schön! Wir waren zu Hause!

Am Montag fuhren der Schwager und Jakob nach Berjosowka zu einem Martens. Der sollte uns Möbel machen. Am Dienstag kauften sie in Iljinka ein Pferd, zwei Kühe und Holz. Wir kauften uns einen Garten mit Kartoffeln und Futter für das Vieh. So hatten wir das Nötigste. Die Leute im Dorf waren sehr arm. So hatten wir es uns nicht vorgestellt. Wir dachten schon bald daran, im Frühling zurück nach Kirgisien zu fahren.

Jakob legte die Hände nicht in den Schoß. Er kaufte Schafe zusammen, schlachtete sie und lieferte das Fleisch in Slawgorod an eine Handelsorganisation ab. Damit verdiente er von zwei- bis dreihundert Rubel. Den Talg von den geschlachteten Schafen konnte er behalten. Daraus kochte Mama vier Pud (Gewichtmaß = 16,38 kg) Seife. Wir waren zufrieden, alle gesund und hatten schön zu Essen. Es wurde Winter. Wir warteten auf einen Sohn. Wir hatten ja schon zwei schöne Mädchen: Tina war im dritten Jahr und Neta sechs.

Jakob hatte große Pläne. Sein letztes Geschäft sollte so etwa 1000 Rubel bringen. Aber, wie es oft kommt: Der Mann denkt und Gott lenkt. Ende Januar erkrankte Jakob plötzlich. Am 5. Februar bekam er große Schmerzen im Leib. Wir holten den Arzt, aber es half alles nichts. Sonntag, gegen vier Uhr, sagte Jakob: „Tina, ich gehe zu meinen lieben Eltern, die auf uns warten. Ich muss sterben.“ Er starb den 7. Februar 1925 und am 11. war sein Begräbnis.

Für mich kam eine schwere Zeit. Ich ging wie ein Schatten herum und keiner konnte mich trösten. Es sind heute -1968 - 43 Jahre zurück, aber mein Herz weint immer noch. Das ist eine Wunde, die nimmer heilt. Mein Lebensglück war zu Ende, aber nicht mein Leidensweg.

17 Tage nach dem Begräbnis wurde Neta krank. Sie wollte ein Kleid haben von Papa seinem Hemd. Die Nachbarsfrauen kamen, nähten das Kleid und zogen es ihr an. Denselben Abend kam Jakobs Schwester Tina zu uns. Ich war doch schon hoch schwanger und Neta schon ziemlich krank. In der Nacht wurde mein kleiner Schmerzsohn geboren. Neta gab ihm noch den Namen. Er sollte wie der Vater Jakob heißen. Sie freute sich so über den kleinen Bruder. Und nach drei Tagen nahm ihre Krankheit den Höhepunkt. Sie wurde sprachlos. Mich hatten alle Kräfte verlassen. Der Doktor wurde geholt. Er sagte das Kind habe Gehirnentzündung und es gäbe nur sehr wenig Hoffnung.

Ich nahm alle meine Kräfte zusammen, kniete tief gebeugt und flehte zu Gott um Erbarmung. O, wie weh tut es, dem Tod ins Angesicht zu schauen! Die eine Wunde blutet noch, jetzt wurde die andere geschlagen. Da schlug Neta auf einmal ihre Augen auf und rief laut: „Papa, mein Papa!“ Das waren ihre ersten Worte in vielen Tagen, auch die letzten! Der Herr nahm auch das Kind von mir. Der Schmerz war so groß, dass ich es nicht beschreiben kann.

Der Frühling kam. Onkel Hübert säte für uns zwei Desjatinen Weizen. Mir tat es wohl, dass es noch Menschen gab, die an meinem Leid teilnahmen. Ich dankte ihm herzlich. Eines Abends sangen die Sänger an meinem Fenster das Lied: „Meine Zufriedenheit steht in Vergnüglichkeit. Was ich nicht ändern kann, nehme ich geduldig an.“ Meine Zufriedenheit! Warum sangen sie gerade dieses Lied? Ich fand mich immer noch nicht zurecht im Leben ohne meinen lieben Mann. Oft stand ich am Fenster, woraus ich den Weg zum Friedhof sehen konnte. Im Geiste sah ich die beiden Lieben den Weg entlang kommen. So lebhaft! Ich ließ mich mitunter da so hinein, als wäre es in Wirklichkeit und machte sogar eine freundliche Mine. Mein Lebensschiff befand sich auf stürmischem Ozean, wo es oft von den Wellen hin und her geworfen wurde. Doch mein Leiden sollte noch nicht zu Ende sein. Wenn ein Baum gepflanzt wird, wird er später beschnitten, manchmal sehr tief.

Der kleine Jakob wuchs heran. Mit acht Monaten fing er an zu gehen. Im November wurde er plötzlich krank und keiner konnte ihm helfen. Er musste sterben und wurde begraben. Mir ging es wie Job in der Bibel, dem alles genommen wurde. O, wie war das Wüstenland so brennend heiß, durch das der Weg mich führte!

Es war das Jahr 1926. Ich hatte das eine Kind behalten, die Tina. Das war mein ein und alles, was ich noch auf dieser Welt hatte.

## DIE ZEIT LÄUFT UND WIR MÜSSEN MIT IHR

Man schrieb das Jahr 1927. Onkel Hübert hatte wieder für uns drei Desjatinen Weizen gesät. Am 14. Juli kam zu uns ein Heinrich Hinz. Er sagte: „Ich bin gekommen, um zu bitten, ob Sie nicht einwilligen, für mich eine Frau und eine Mutter für



meine sieben Kinder zu werden.“ Er sprach noch viel, aber ich war so in meine Gedanken versunken, dass ich fast nichts davon hörte. Nach langem Schweigen sagte ich ihm, ich würde darüber nachdenken und ihm dann schreiben. Er meinte, er werde nach Rosenwald zu seiner Schwester fahren und Morgen komme er wieder. Er wollte, ich soll mit ihm fahren und mir alles ansehen. Und ehe ich es selber wollte, gab ich es zu, morgen mitzufahren.

In dieser Nacht fand ich keine Ruhe. Am Morgen fühlte ich mich ganz zerbrochen. Aber als Hinz früh morgens kam, fuhr ich mit. Die Gegend, durch die wir fuhren, war mir unbekannt. Am Nachmittag erreichten wir endlich sein Dorf. Er hielt an. Die Kinder hatten auf den Vater gewartet. Der Hof war gefegt, die Fußstege mit Sand bestreut. Die Kinder kamen aus dem Haus, begrüßten mich und nannten ihre Namen: Aganeta, geboren 1909, Katja -1911, Anna -1914, Heinrich - 1916, Maria - 1918, Johann - 1922 und Lena - 1924.

Wir gingen ins Haus, Neta, die Älteste, führte den Haushalt. Sie trug das Mittagessen auf. Es war eine Hühnersuppe, aber ich hatte keinen Hunger, in mir lebte ein Sturm, Zweifel und Angst. Nach dem Essen ging ich mit den Kindern in den Garten, wo sie mir erzählten, wie ihre Mutter starb. Auf dem Begräbnis waren nur Katja und Papa, die anderen lagen in Thyphus. Neta erzählte, wie traurig es war mit der kleinen Lena, so klein, krank und ohne Brust. Mir flossen unaufhörlich die Tränen. Doch im Herzen wurde mir nicht leichter.

Unterdessen war es Abend geworden. Das Vieh kam. Die Mädchen besorgten alles. Dann führte mich Hinz zu seiner Nachbarin, bei der ich übernachten sollte. Aber auch in dieser Nacht blieb mein Bett unberührt. Ich fand keine Ruhe. Am Tag, als die Kinder ausgegangen waren, fragte Hinz mich, ob ich mich entschlossen habe, worauf ich antwortete: „Ich kann es noch nicht sagen. Es ist eine so große Aufgabe, sieben Kinder zu übernehmen. Dazu braucht man viel Kraft und Gottes Gnade. Ich werde um eine Zeit schreiben.“ Am nächsten Tag verabschiedete ich mich von den Kindern. Ihre Frage, ob ich wieder komme, blieb ohne Antwort. Hinz fuhr mich nach Hause. Ich ging zur Mutter und fragte: „Mama, was soll ich tun? Ich bin am Ende.“ – „Ich kann dir nichts sagen. Du musst dich selber entscheiden“, meinte sie.

Ich wollte mir solche Verantwortung nicht übernehmen, aber die Waisen taten mir leid. So ging ich zu Hinz und sagte: „Ich hab mich für deine Kinder entschlossen. Ich werde tun, was in meiner Kraft ist, um den Kindern meine Liebe zu geben. Ich will dir eine treue Freundin sein, aber dich als einen Mann annehmen, kann ich noch nicht. Bist du damit einverstanden, dann sage ich 'Ja'.“ Er hielt lange meine Hand ehe er sagte: „Ja, ich werde dir ein treuer Freund sein und wir werden unsere Kinder gemeinsam erziehen.“

So kam es dann auch. Am Abend wurden wir vom Prediger Onkel Funk verlobt. Am Dienstag wurde bestimmt, dass die Hochzeit bei uns in Nikolaiopol sein sollte. Wir holten seine Kinder. Am Sonntag wurden wir zum zweiten Mal aufgeboden und am Montag wurde bereit gemacht zur Hochzeit. Wir luden alle Verwandte ein, aber mir fehlte die Freudigkeit. Ich wusste, dass mir eine schwere Zeit bevorsteht. Aber des Menschen Schicksal liegt in Gottes Hand. Besonders schwer fiel mir der Abschied von den Meinen. So weit weg werde ich sein von den Gräbern meines geliebten Mannes und der Kinder.

Der Weg in sein Dorf war lang. Unterwegs befreundete sich meine Tina mit Heinrich Hinz: „Willst du jetzt mein Papa sein? Wirst du nicht sterben?“ Er nahm sie auf den Schoß und unterhielt sich mit ihr. Ich weinte im Stillen. Auch er konnte seine Tränen nicht verbergen.

Endlich waren wir angekommen. Jetzt sollte ich hier Hausfrau sein. Es fing für mich eine andere Etappe in meinem Leben an. Mit den Kindern verstand ich mich gut. Alles regelte sich mit der Zeit leidlich ein. Nur unser Versprechen mit Heinrich blieb. Doch ich sah, wie schwer es für ihn war. Ich prüfte mich gründlich. Es fiel mir schwer, aber ich musste mich doch einmal entscheiden. So sagte ich: „Heinrich, kannst du es mir verzeihen, ich habe nicht recht an dir getan.“ Seitdem war Sonnenschein in unserem Haus. Ich hatte mit Gottes Hilfe den Kampf überwunden und konnte mich in mein Los schicken. Es war alles nicht leicht, aber Heinrich half mir geduldig. Wir erzogen die Kinder zusammen. Ich kann hier mit Wahrheit sagen, dass wir kein Kind jemals gestraft haben. Wir liebten unsere Kinder.

Am 15. August 1928 hatte mein Mann Geburtstag und ihm wurde an diesem Tag ein Töchterchen geschenkt. Es bekam den Namen Frieda. Am 15. Dezember 1929 wurde uns noch ein Sohn geboren. Wir nannten ihn Hermann. 1931 wurde Frieda

krank und starb auf Vaters Händen. O, wie tut es so weh am Sterbebett. Mir wollte das Herz in der Brust brechen. Warum ging der Herr mit mir solche tiefe Wege? Aber es sollte noch mehr über uns kommen. Am 5. Juni wurde der kleine Hermann krank und starb auch. Er war ein Jahr und sechs Monate alt geworden. Ich war am Verzagen. Oft ging ich zum Friedhof und dachte an all das Leid. Ach wäre ich doch auch dort bei ihnen. Es war schon eine schöne Schar: sieben Kinder, Mann, Vater, Brüder, Schwestern! Heinrich kam auch manchmal mit und half mir, den Schmerz tragen, wenn auch sein Herz blutete und wehtat.

Das Leben wurde immer schwerer. Es begann die Ausreise nach Amerika. Viele unsere Dörfler verkauften ihre Häuser und Wirtschaften. Etliche kamen auch fort. Andere aber kamen nur bis Moskau und mussten mit leeren Händen zurück. Sie waren nun sehr arm. Eine Kolchose wurde gebildet. Alle mussten ihr Vieh in den Kolchostall bringen. Wir hatten drei Pferde, eine Droschke, eine Mähmaschine, einen Wagen, eine große Scheune und die Schmiede. Alles, was zu einer Wirtschaft gehört und alles mussten wir hergeben.

Es begann das Jahr 1932. Unsere Mädchen, Anna und Katja, fuhren nach Kusnezsk arbeiten. Am 13. Januar wurde uns noch ein Sohn geboren. Mein Mann gab ihm den Namen Hermann. In diesem Jahr war die Ernte schwach. Wir tauschten uns in den Gljaden-Dörfern für Kleider Brot ein. Der junge Heinrich fuhr mit unserem Schwiegersohn nach Gljaden. Wir gaben ihm noch Geld mit. Gegen Abend begann es zu stürmen. Ich fand keine Ruhe, als ob ich ahnte, dass etwas nicht stimmte. Es war 10 Uhr abends, als Heinrich gleich einem Schneeball zur Tür hereinkam.

Unterwegs war Heinrichs Pferd umgefallen und war tot. Der Junge ging ins unweit liegende Dorf und bat den Tierarzt um eine Bescheinigung, wovon das Pferd gefallen war. Der Arzt stellte fest, dass das Pferd Fieber hatte. Gott sei Dank, Heinrich war nicht schuld. Wir hatten doch unsere Pferde alle in die Kolchose abgegeben, mussten sie aber zum Winter zurücknehmen, weil es in der Kolchose kein Futter gab.

Es rückte das Jahr 1933 heran. Die Kolchose war immer noch nicht hoch gestiegen. Mein Mann arbeitete im Sommer im Schlachthof. Im Winter betreute er das Vieh. Eines Abends besuchte uns der Vorsitzende des Dorfrates und schlug mir vor als Hebamme zu arbeiten. Vorerst sollte ich in Slawgorod ein Praktikum machen. Am 15. Januar musste ich schon in Slawgorod sein.

Als er ging, überlegten wir uns seinen Vorschlag. Ich konnte mir nicht vorstellen, wie es ohne mich zu Hause gehen wird. Die ganze Wirtschaft! Und Hermann war erst zwei Jahre alt. Heinrich meinte, er könnte mit Peter Buller und seiner Frau sprechen. Sie waren vom Amur gekommen, hatten keine Wohnung und nichts zu Essen. Sie können bei uns wohnen und essen. So war es dann auch. Am 15. Januar nahm ich früh morgens Abschied von meiner Familie. Die Bullers waren schon bei uns und versicherten mir, dass ich mir keine Sorgen zu machen brauche, sie werden es schon schaffen.

Bild: „Volk auf dem Weg“

(Schluss auf Seite 11)

Vorbereitet von Erna BERG

# „Viel Rosen habe ich auf meinem Lebensweg nicht angetroffen...“

(Schluss von Seite 10)

In Slawgorod wurde ich gleich angenommen. Ich wohnte bei Peter Krüger. Ich hatte meine Lebensmittel mit, ging aber zu den Krügers nur, um mich umzuziehen. Die übrige Zeit war ich im Krankenhaus. Es war da immer viel zu tun. Ich setzte alle Kräfte für die Arbeit und die Kranken ein. Man war mit meiner Arbeit zufrieden. Am 18. März kam unsere Chirurgin, Maria Alexandrowna, zu mir. Sie schlug mir vor, in Slawgorod zu bleiben. Natürlich sagte ich: „Nein.“ Sie war so gut und suchte einen deutschen Arzt, der mich zur Prüfung vorbereiten sollte. Es war Doktor Garder aus Pawlodar. Er beschäftigte sich mit mir 14 Tage. Weil alles in deutscher Sprache lief, konnte ich alle Fragen gut beantworten. Ich bekam meine Papiere und fuhr nach Hause.

Zu Hause begrüßte man mich stürmisch. Mein Mann sah es mir an, dass ich alle diese Monate überanstrengt war. So ruhte ich mich vorerst ein paar Tage aus. Gut, dass die Bullen noch bei uns wohnten. Dann zeigte ich im Selsowet (deutsch: Dorfrat) meine Papiere und wurde bevollmächtigt, zwölf naheliegenden Dörfer als Hebamme zu betreuen bis ein Krankenhaus gebaut wird. Es war anstrengend, denn ich wurde von einem Ort in den anderen geholt. Fahren konnte man nur mit Pferden. Es gab Tage, wo ich nicht einmal zum Essen kam, denn ich widmete mich ganz meiner Arbeit.

Mein Monatsgehalt war 550 Rubel. Als ich zwei Monate gearbeitet hatte, fuhr ich nach Silberfeld in den Selsowet, um meine wohlverdiente 1100 Rubel abzuholen. Der Predsedatel (deutsch: Vorsitzender) gab mir aber viel mehr. Als ich mich wunderte, erklärte er, es sei das in Slawgorod verdiente Geld. So bekam ich auf einmal 2750 Rubel. Mein Mann wusste einfach nicht, was er sagen sollte. Er zahlte alle Schulden aus und kaufte für die Schulkinder Kleider und Wintermäntel. Wir hatten damals drei Schüler, die in Silberfeld zur Schule gingen.

Am 8. Januar 1935 ging ich in Dekret (deutsch: Schwangerschaftsurlaub). Am 9. Januar wurde uns ein Sohn geboren, der den Namen Friedrich bekam. In einem Monat ging ich wieder meiner Arbeit nach. Oft nahm ich den Kleinen mit. Es war ein drockes (Plattdeutsch für rasant) Leben. Nur Mühe und Arbeit. Mein Lebensweg war wahrhaftig nicht mit Rosen bestreut, wenn eine am Weg stand und ich sie pflücken wollte, traf ich immer auf Dornen. Fragt man das Schicksal warum, bleibt es stumm.

So verloss die Zeit, mit Freude und Leid. Im Juli 1936 heiratete unser Sohn Heinrich eine Liese Boldt. Im April 1937 bekamen wir noch einen Sohn, Otto. Im Juli besuchte uns Katja. Sie wohnte beim Amur. Sie überredete ihren Vater, der am Amur fünf Schwestern hatte, mit ihr mitzufahren. In der Kolchose ließ man ihn los, obwohl die Erntezeit noch nicht abgeschlossen war. So fuhren sie im August nach Amur. Ich bekam von ihnen monatelang keine Nachricht und machte mir große Sorgen. Mein Mann kehrte erst Mitte Dezember zurück. Es kamen unsere Nachbarn zu uns und Heinrich erzählte von seiner Reise. Es waren viele Evakuierten unterwegs. Im Land war es sehr unruhig.

Es kam der 31. Mai 1938. Wäre er doch niemals gekommen, der Tag, an dem unser Vater und Mann

von uns gerissen wurde, um nie wieder zurückzukommen. Er wurde verhaftet. Es ist noch schwerer, als durch den Tod getrennt zu werden, das Leben in Ungewissheit, wenn man nicht weiß, warum und wozu!

So waren wir allein geblieben. Es war alles sehr traurig. In der Kolchose mussten nur Frauen und Kinder arbeiten. Meine Jüngsten waren noch klein, so musste ich meine Arbeit aufgeben und fing an, in der Kolchose zu arbeiten. Hans war 16 und Tina 15, aber auch sie mussten dran. Die Ernte war dieses Jahr sehr reich. Wir bekamen 18 Kilo Weizen für eine Arbeitseinheit.

Weizen hatten wir genug, aber kein Mehl. Freie Fuhrwerke hatte die Kolchose keine. So beschlossen wir Frauen mit Handschlitten zur Mühle zu gehen. Wir luden zwei Säcke auf den Schlitten und gingen die zehn Kilometer bis zur Mühle zu Fuß. Es war kalt und stürmisch. Ich ging in die Maschinenstube und fragte, ob ich mich nicht etwas aufwärmen dürfte. Der Mann schaute mich freundlich an und reichte mir die Hand. Er sei Iwan Komschenko von Iwanowka, stellte er sich vor, und ich hätte als Hebamme einst seine Frau gerettet.

Als ich sagte, dass ich mahlen gekommen war, trug er meine Säcke herein und meinte: „Kommen Sie, wir werden Mittag essen gehen.“ Seine Frau erkannte mich auch und war sehr freundlich. Wir aßen schönen heißen Borschtsch. Nach dem Essen brachte er mein Mehl und sagte, ich soll mit einer ganzen Fuhr kommen, er würde es mir mahlen. Froh ging ich nach Hause. Die Kinder freuten sich, denn wir hatten schon etliche Zeit kein Brot.

Noch am selben Abend ging ich ins Kontor und fragte nach einem Fuhrwerk. Als ich sagte, dass ich heute gemahlen hatte, meinte der Vorsitzender: „Na, dann borgen Sie mir einen Sack.“ So fuhren ich und Tina am anderen Tag mit einem vollen Fuhrwerk zur Mühle. Der Iwan kam und sagte, wir sollen zu ihm nach Hause gehen, er wird das schon mahlen. Und so hatten wir schönes Mehl.

Im Januar kam der Iwan zu uns und sagte: „Wenn Sie wollen, werde ich für Sie noch eine Fuhr Weizen mahlen. Es wird ihnen zu Pass kommen.“ Er nahm den Weizen und brachte uns das Mehl am anderen Tag auch selbst. So hatten wir 20 Zentner Weizen zu Mehl verarbeitet. Am 28. März befahl man uns, allen Weizen an den Staat abzuliefern. Wir durften nur einen Zentner für jede Person behalten. Freiwilliger Muss! Iwan hatte es wohl gewusst. Dank ihm hatten wir genug Mehl!

1939 gab es eine schwache Ernte und auch sehr wenig Futter für das Vieh. Im Winter gingen wir ins Feld und brachen die Spitzen vom Wermut ab. Es war ein sehr kümmerliches Futter, aber wir brachten so die Kuh durch den Winter. Im Frühjahr kam Maria, die in Mironowka Lehrerin war, und nahm Lena mit. Unser Hans war Traktorist. Eines Nachts hatte er eine Egge überfahren und sollte deswegen bestraft werden. So wurde er zur Arbeit am Burlaer Salzsee verurteilt. Zu allem Übel brach er sich dort den Arm und kam nach Hause. Später ging er auch von Zuhause und ich blieb mit den anderen Kindern allein. Es kamen oft sehr dunkle Stunden.

## WIEDER KRIEG UND NEUES UNHEIL

1941 brach neuer Krieg aus. Es gab im Herbst wieder eine ganz schwache Ernte. Wir hatten nur sehr

wenig was zu Essen. So wurde ich mich einig, mich in der Grünfeld-Kolchose umzusehen. Da hatte es eine schöne Ernte gegeben und dort wohnten meine Mutter und die Schwester Maria. Die 70 Kilometer bis dorthin ging ich zu Fuß. In der Kolchose wollte man mich gern aufnehmen, aber es gab kein Fuhrwerk, um meine Sachen und die Kinder zu holen. Was sollte ich tun? Der Winter stand vor der Tür. Brennstoff und Futter für die Kuh war nicht da, auch zum Essen hatte ich nur sieben Eimer Kartoffeln und ein wenig Weißkohl. Ich ging wieder zurück.

Zu Hause angekommen, fragte ich Tina: „Liebes Kind, was wollen wir tun?“ Wir wurden uns einig, umzuziehen. Tina war meine einzige Stütze. Sie war 18, Hermann 9, Friedrich 6 und Otto 4 Jahre. Wir machten uns fertig, nahmen das Nötigste, spannten die Kuh vor einen kleinen Handwagen und zogen los. Die Kleinsten beide hatten wir auf dem Wagen, wir andere gingen zu Fuß. Es wurde regnerisch. Unsere Reise dauerte zwei Tage.

Hier in Grünfeld kaufte ich zwei Zentner Weizen. Meine Schwester gab mir noch etwas Weizen. Die Kinder waren zufrieden, dass wir Brot hatten. Ich wurde im Viehstall als Wächter eingestellt.

Es kam das Jahr 1942. Ich ahnte nicht, was das bringen würde. Alle arbeitsfähigen Männer wurden schon im Herbst 1941 für die Trudarmee mobilisiert. Im November 1942 mussten nun auch die Frauen und Mädchen in die Trudarmee. Meine Tina, mein Alles, was ich hatte, auch. Sie war meine einzige Freude und Trost hier auf Erde. O, wie der Abschied wehtat!

Der Krieg wütete, es wurde immer schlimmer mit Allem: Mit Arbeitern und mit Lebensmitteln. Tina kam nach Ufa und musste als LKW-Fahrer lernen. Sie hungerte sehr. Ich nahm alles, was ich hatte, zusammen und schickte ihr 200 Rubel. Aber die bekam sie nicht. Ich fing an, bis zu zehn Rubel in die Briefe zu legen, wobei ich direkt an die Zensur schrieb, sie sollten es doch bitte durchlassen. Und Tina bekam das Geld. Im Frühling 1943 wurde sie krank und hoffte, nach Hause zu kommen. Meine Mama wurde im Winter bettlägerig. Es war zu sehen, dass es zum Ende ging. Sie war immer geduldig und klagte bei all ihren großen Schmerzen nie. Am 4. Mai starb sie und am 6. Mai wäre sie 85 Jahre alt geworden.

Der Sommer und der Herbst vergingen. Am 18. November 1943 kam meine Tina nach Hause. Sie war sehr krank. Am 20. November konnte sie schon nicht mehr aufstehen. Zu Essen war zu Hause nur wenig, aber ich sorgte dafür, dass ich immer was für sie hatte. Ich hoffte, sie sei jetzt zu Hause und ich werde sie pflegen bis sie wieder gesund wird. Doch all mein Hoffen war vergebens. Am 23. Januar 1944 starb Tina nach vielem Leiden. Das Wüstenland war heiß, durch das Sein Weg mich führte!

Im Februar brachte man mir noch zwei Waisenkinder, die ich besorgen sollte. Sie waren fast verhungert, hatten die Hautkrankheit und waren verlaust. Ich wollte es nicht haben, hatte ja mit meinen genug zu tun. Ich war müde, dem Tod in die Augen zu schauen. Mir sah es dunkel! Aber ich nahm sie an. Aus gefrorenen Kartoffeln und Porree machte ich eine Mahlzeit. Ich bemühte mich, immer was Essbares herbei zu schaffen. Das Letzte wur-

de vertauscht. Im Mai brach wieder Thyphus aus. Meine Kinder wurden auch krank. Eins der Waisenkinder, die fünfjährige Mina, starb.

Die Armut war groß. Der Krieg tobte noch immer im Lande. Man wusste weder ein noch aus. Der Sommer ging vorbei. Viele Menschen starben vor Hunger. Das Elend war groß, die Arbeit schwer und die Kraft zu wenig! Wir bekamen für unsere Arbeit nur wenig, und weil wir nicht einmal einen Garten hatten, blieben wir auch ohne Kartoffeln. Die Steuer, der Fleischplan, das Samoobloshenje (zu Deutsch: Selbstbesteuerung), die Obligation (zu Deutsch: Anleihechein) - was man uns da nicht alles aufhalste. Die Menschen mussten das Letzte hergeben. Diese Zeit ist nicht zu beschreiben. Die kann man verschmerzen, aber nicht vergessen.

So kam das Jahr 1945. Endlich kam die Nachricht: Der Krieg sei zu Ende. Es war im Mai. Alle hofften, dass die Ihrigen, die noch am Leben waren, würden jetzt nach Hause kommen. Aber es ging nur langsam. Der Krieg hat vieles gekostet, auch viele Menschenleben!

## DAS LEBEN WIRD ALLMÄHLICH LEICHTER

1946 gab es eine sehr gute Ernte. Das Leben wurde etwas leichter. Es gab aber Schwierigkeiten bei der Erntebearbeitung: Es mangelte stark an Arbeitskräften und das Wetter war regnerisch. Der Weizen musste rund um die Uhr durch den Trockner getrieben werden. Wir hatten noch nicht genug Brot, dafür aber Kartoffeln und Kürbisse, die ich einkochte. Das half uns viel bei der Kost. Es gab noch viel Arbeit und Mühe. Es gab nach wie vor Zeiten, wo Gnade für Recht ergehen musste. Doch das menschliche Schicksal liegt in Gottes Hände.

Maria ihre drei Mädchen kamen nach Hause. Die Anna war auch in Ufa gewesen mit Tina zusammen. Da erinnerte ich mich wieder mit tiefem Schmerz an meine Tina, an all das Leid, das an mir vorüber gegangen war, denn von elf Kindern waren mir nur noch drei geblieben.

Aber wer kann das Leben ändern. Ich musste mich schicken. Es gibt leider Stunden im Leben, wo man nicht weiß, wo man hin soll. Herr hilf, sonst versinken wir!

An die 1951 bauten wir uns unser eigenes Haus. Das Kasarmenleben war ich müde. Ich wollte meinen eigenen Hof haben und wenn er noch so klein wäre. Wir bauten zusammen mit meiner Schwester Maria, doch jeder hatte seine Hälfte und einen eigenen Hof. Es ging nur langsam vorwärts, denn es war doch kein Holz zu kriegen, aber zur Erntezeit waren wir fertig. Wir waren froh, konnten wir doch nicht ahnen, was uns noch alles bevorstand.

Es war das Jahr 1952, den 15. Januar, Sonntag. Unser Hermann und Maria ihr Franz mussten am Montag früh in Snamenka sein, im Wojenkomat (zu Deutsch: Kriegskommissariat). Sie fuhren um drei Uhr Nachmittag los, um das sie Montag dort waren. Ich sagte ihnen noch: „Passt nur auf euch auf, denn es kann Sturm geben.“ Und in der Tat! Schon bald begann ein heftiger Schneesturm. Meine Gedanken waren nun nur bei den Jungs: Ob sie in Sicherheit sind? Zum Glück war ihnen nichts passiert und sie kamen nach dem Sturm nach Hause.

Anders war es bei Maria. Ihre drei Mädchen waren zur Arbeit gegangen und hatten sich verirrt. Alles Suchen

brachte nichts. Erst am anderen Tag gegen Abend brachte man die Mädchen nach Hause. Sie waren verfroren. Maria war untröstlich. Ihr war nun nur noch der eine Sohn geblieben.

1953 heiratete unser Friedrich, obwohl er noch sehr jung war. 1954 heiratete Hermann eine Flora Friedels. Im nächsten Jahr, 1955, bekam er Blinddarmentzündung, musste aber schon in einem Monat zusammen mit Friedrich in den Dienst. Flora ging danach zurück zu ihrer Mutter. Mein Jüngster, Otto, arbeitete als Kinomechaniker. Leider hatten sie alle noch nicht den Weg gefunden, den ich gerne sehen wollte. Ich hatte meine Kinder mit doppelter Liebe erzogen, denn die Vaterliebe wurde ihnen geraubt, die konnten sie nicht genießen.

Als Flora zu ihrer Mutter zog, blieb ich allein. Otto war auch schon verheiratet. Ich arbeitete weiter in der Farm. Erst 1957 kam Friedrich aus dem Dienst und baute sich in Grünfeld ein Haus. Als Hermann 1958 aus dem Dienst kam, kaufte er sich ein Haus und ich wohnte bei ihm. Ich half ihm die Kinder erziehen, damit sie arbeiten konnten.

Es gab Regen und Sonnenschein. Das Leben gleicht einem Sommertag, ist licht- und schattenreich! Und auch der längste Lebenstag mit Winden schnell verstreicht. 1965 starb meine Schwester Maria. Sie war 75 Jahre alt geworden. So lange waren wir noch zwei Geschwister. Ich ging sehr oft nach ihr. Alle unsere Sorgen und Leid teilten wir miteinander. Einen großen Teil ihrer Gesundheit nahm der Schmerz um den grausamen Tod ihrer Kinder. Seit ihrem Tod bin ich allein geblieben von all meinen Geschwistern. Jetzt schreiben wir das Jahr 1978. Ich bin 79 Jahre und zehn Monate alt. In zwei Monaten bin ich 80. Ob ich das noch erlebe weiß ich nicht.

Dies ist ein Teil von meinem Lebenslauf. Was es alles noch zu ertragen gab, kann man glaube ich zwischen den Zeilen lesen. Da ist so manches geschehen. Die Zeit war sehr wechselhaft, aber Gottes Gnade hat mich bis hierher getragen.

Diese Lebensbeichte soll für meine Kinder ein Andenken, eine Ermahnung und Aufmunterung auf ihrem Lebensweg sein. Bis heute gibt es noch keinen Mangel an ihren Eheleben, aber sollte ihnen, behüte Gott, solch ein Schicksal treffen wie mich, dann würde ihnen der Halt an Jesus fehlen. Ich habe es erfahren, dass wenn die Wellen des Lebens toben, wenn der Stärkste kaum Stand hält, will ich ganz getrost mich bergen in den Schatten seiner Hand!

Liebe Kinder, wenn ihr vielleicht nach vielen Jahren dieses Buch, von meiner Hand geschrieben, lesen werdet, dann erinnert euch daran, dass ihr eine betende Mutter gehabt habt. Von der Zeit an, als ihr geboren wurdet, habe ich alle Tage für euch gebetet. Ich hab über euch Tag und Nacht gewacht. So manchmal bin ich aufgestanden und hab euch zugedeckt. Ihr ward mir ein Geschenk des Himmels. So habe ich euch dem Herrn übergeben. Denn bei Gott gibt es keine unmöglichen Dinge. Er holt den größten Sünder um. Und wenn wir ihn in der Wahrheit und in seinem Geiste anbeten, dann erhört er uns.

**Anmerkung:** Tina Hinz ist am 5. Oktober 1984 heimgegangen. Alle ihre Nächsten trauern ihr nach und bewahren ihr ein ehrendes Andenken.

# Wie schön bist du, Natur, zu Herbsteszeiten!



Es ist schon zur Tradition geworden, in jeder Sonderausgabe der „Zeitung für Dich“ eine Gedichtsammlung über die gerade während der Jahreszeit zu bringen. Nun ist der Sommer vorbei. Der Herbst ist gekommen. Die Bäume stehen in bunter Pracht da. Unter den Füßen rascheln die herabfallenden Blätter. Obst, Gemüse und Getreide werden geerntet. In vielen Gegenden werden Erntedankfeste gefeiert. Die Menschen danken den Göttern der Natur für gutes Wetter und reiche Ernte. Auch die russlanddeutschen Dichter blieben gegenüber dieser, einer der schönsten Jahreszeit nicht gleichgültig. Der Herbst inspirierte sie zu unsterblichen Gedichten. Einige davon bringen wir heute. Sie stammen zwar aus den 1960er-1990er Jahren und wurden meistens in der „Roten Fahne“, der Vorgängerin der „Zeitung für Dich“, publiziert, wobei die meisten der heute vorgestellten Dichter unseren Lesern schon seit Jahren wohl bekannt sind. Viele sind schon nicht mehr am Leben. Doch zu welcher Zeit diese Gedichte auch einmal geschrieben wurden, sind sie nach wie vor aktuell, liefern uns Stoff zum Nachdenken und lassen uns mit den Autoren mitfühlen. Also, viel Spaß und Vergnügen beim Lesen!

Die Redaktion der „Zeitung für Dich“

## Edmund GÜNTHER Herbstbilder

Im armen Herbstkleid steht der düstre Wald.  
Des Hirten Pfiff durch feuchte Büsche schallt.  
Im stillen Tale dicke Nebel wallen.  
Die letzten Äpfel glühn im dunklen Schein,  
der Gärtner heimst sie voller Sorgen ein –  
die letzten Blätter ihm zu Füßen fallen.

Schon wälzen Wolken sich am Himmelzelt.  
Es tönt der Wachtel Schlag vom Stoppelfeld.  
Der Jäger wandert spähend durch die Wiese.  
Durchs Trübe dringt mit Müh' der Sonnenschein,  
kaum spürt ihn noch der nackte Birkenhain,  
den seine kleinen Freunde längst verließen.

Schon schnauft der Nordwind frecher jede Nacht,  
bald heult er wie ein Wolf, bald stöhnt er sacht,  
bald treibt er tief ins Gras die letzten Grillen.  
Vor Wolken sichtet man die Sterne nicht.  
Nur selten zeigt der Mond sein kaltes Licht  
und strahlt es in die nächtlich-kalte Stille.

Und doch! - wie prächtig bist du, Herbsteszeit,  
wie bunt und wundervoll! Nur tut's mir leid,  
dass ich all deine Zier nicht kann beschreiben.  
Du hast uns manche Gaben dargebracht  
und freust uns noch mit deiner schmucken Tracht  
und kannst die trübsten Stimmungen vertreiben.

## Friedrich BOLGER Herbst

Es gibt im Herbst auch viele schöne Tage,  
wenn schon die Felder leer und stumm der Wald,  
wenn schon die Sonne nicht mehr wärmt, als trage  
mit ihren Strahlen, die jetzt fahl und kalt,  
des Winters Nähe sie aus dunklen Höhn  
und raue Winde, die verderblich wehn.

Wenn schon die Felder leer und stumm der Wald,  
wenn dunkle Wolken dröhn mit Wind und  
Schlossern,

auch dann blüht rings das Leben mannigfalt,  
und tausend neue Werke freun und kosen  
noch meinen Blick, sie ziehn mich weit  
und breit  
fort in den Strudel der verjüngten Zeit.

Wenn schon die Sonne nicht mehr wärmt,  
als trage  
sie Trauer, weil ihr Feuer ausgebrannt,  
wenn schon die Nächte lang und kurz die Tage,  
auch dann ist's wunderschön bei uns im Land.  
O nein, ich lebe nicht in Saus und Braus,  
doch dauernd wohnt das Glück bei mir  
im Haus.

Mit ihren Strahlen, die jetzt fahl und kalt,  
schickt ihren letzten Gruß die Sonne nieder.  
O goldnes Licht! Ich bin schon schwach  
und alt,  
doch weckt dein Gruß im Herzen neue Lieder.  
Mein Heimatland, von Brest bis Magadan  
baut es sein Glück, und ich hab Teil daran.

Des Winters Nähe trägt aus dunklen Höhen  
ein kalter Hauch, und bald beginnt die Zeit,  
wo Schnee und Hagel eisig niedergehen,  
bis dann der Sturmwind Weg und Steg  
verschneit.  
Doch nichts lischt aus das Feuer in der Brust  
und nimmt am Leben mir die Freud und Lust.

Bei rauen Winden, die verderblich wehen,  
und kalten Stürmen dann im neuen Jahr,  
wenn wochenlang die Sonne nicht zu sehen,  
auch dann steh ich, obschon mit Schnee  
im Haar,  
noch meinen Mann am Bau der neuen Welt  
und weiche nicht, bis einst mein Herz  
zerschellt.

## Nelly WACKER Spätherbst

Ach, wie kalt ist es draußen geworden...  
Immer näher der grausige Norden.  
Schonungslos wie von Alter und Tod  
ist der herbstliche Garten bedroht.

Späte Blumen schau vorwurfsvoll-bitter  
in die seltenen Sonnengoldsplitter;  
Bunte Baumarme drohen dem Wind,  
welcher sie zu berauben gesinnt.

Doch den Drohungen lacht der Geselle,  
fegt voll Übermut aus jede Stelle,  
zerrt an Baumkleidern, wirft sie hinab  
auf die Erde - ins Herbstblättergrab...

## Hermann ARNHOLD Herbstlied

Spinnweben: Weißes Beben.  
Purpur, Gold in Park und Hain.  
Letztes Mühen: Ein verglühen  
wonniglicher Liebespein.

Leise Düfte, linde Lüfte,  
Blätterfall und Farbenspiel  
heimlich necken - sie erwecken  
ein beklemmendes Gefühl.

Kahle Wälder, leere Felder,  
Wolken, tief und regenschwer.

Trüb und trüber zieht vorüber  
Ferner Träume Sternheer.

Immer älter, immer kälter;  
Graue Nebel zum Geleit.  
All das Bangen und Verlangen  
war dann nur ein Hauch der Zeit.

Doch wer würde da verzagen!  
Wenn auch herbstlich klingt mein Lied,  
gibt es keinen Grund zum Klagen:  
Ohne Herbst kein Frühling blüht!

## Rainer Maria RILKE Herbsttag

Herr, es ist Zeit. Der Sommer war sehr groß.  
Leg deinen Schatten auf die Sonnenuhren,  
und auf die Fluren lass die Winde los.

Befieh den letzten Früchten voll zu sein;  
Gib ihnen noch zwei südlichere Tage,  
dränge sie zur Vollendung hin und jage  
die letzte Süße in den schweren Wein.

Wer jetzt kein Haus hat, baut sich keines mehr.  
Wer jetzt allein ist, wird es lange bleiben.  
Wird wachen, lesen, lange Briefe schreiben  
und wird in den Alleen hin und her  
unruhig wandern, wenn die Blätter treiben.

## Nora PFEFFER Herbstmorgen

Eine unsichtbare Hand  
zieht den Nebel vom Gebüsch.  
Vor uns liegt das Hügelland  
wie ein Abziehbild, so frisch.

Sieh! Der Hagebuttenstrauch  
ist mit grellem Rot betupft,  
hie und da - ein Blättchen auch,  
das von Wind nicht abgerupft.

Und am Spinnwebgerad  
hängen noch paar Tropfen Tau.  
Nach dem grauen Nebelbad  
scheint die Luft besonders blau.

Und was tut's, dass unsre Schuh  
lehmig sind und taudurchnässt!  
Und was tut's, dass heute du  
mich schon wiederum verlässt!

Und was tut's, dass nächtelang  
ich erträumen muss mein Glück!  
Du bist wie ein Bumerang:  
Fliegst davon und kehrst zurück!

## Woldemar EKKERT Oktober

Wieder steht Oktober vor der Schwelle,  
kalter Regen schräg die Luft zersägt,  
dunkelgrün stemmt ihre Brust die Welle  
gegen's Schiff, das dich vom Ufer trägt.

Dunkel steht und nass der Wald vom Regen,  
und die Kuppen deckt der Nebel zu;  
manchmal sich die Birkenzweige regen,  
lispeln selbst sich tropfenschwer zur Ruh.

Goldne Birkensträhnen - goldne Fahnen -  
künden schon den nahen Herbst im Wald,  
wie die eignen grauen Haare mahnen:  
Mensch, beeile dich, dein Herbst kommt bald!

Ich seh immer noch vom Schiff dich winken.  
Plötzlich bricht entzwei das Wolkendicht -  
Regentropfen auf den Blättern blinken,  
und darin wäscht sich das Sonnenlicht.

Und ich seh dein Lächeln noch von weitem,  
heller, wärmer als der Sonnenschein.  
Wenn du fern bist, wird es mich begleiten,  
wird das Pfand für meine Liebe sein.

Wer behauptet, dass im Herbst die Liebe  
Traumbild sei, wenn sie der Mai nicht gab?  
Stets ist unsre Liebe jung geblieben,  
weil ich dich im Herbst gefunden hab.

## Johann WARKENTIN Altweibersommer

Die Sonne ist so mütterlich seit Tagen,  
der Luftzug spielt verträumt ein leises Moll.  
Der Garten ahnt noch nichts, die Bäume tragen

noch immer stolz ihr farbensattes Soll.  
Sacht lachen milde Bilder deinen Blicken,  
und noch einmal so schön ist jede Frau;  
der Wald blaugrün in einer Häuserlücke,  
Fluglärm versinkt spurlos im grünen Blau...  
Wohin du schaust, obwaltet solche Klarheit  
und alle Linien sind so wunderweich!  
Gewichen aus den Blicken ist die Starrheit,  
und alles Schwere wird so jugendleicht!  
Und alles - wie von ewigschöner Dauer.  
Du selbst als wie für immer unabdingbar  
ein Teil von Licht und Luft und tausend Freuden,  
und tausend Dinge möchtest du noch zwingen...  
Doch tief, ganz tief, da kauert stiller Trauer,  
vorahnend unabänderliches Scheiden.

## Dominik HOLLMANN Septemberverse

Die Pappel vor dem Fenster fröstelt  
und rüttelt ihr vergilbtes Laub.  
Die Sonnenblum' in meinem Gärtchen  
neigt schon bedenklich tief das Haupt.

Mein Nachbar eilt in Hut und Mantel  
zum letzten Fußballspiel. Wohlan!  
Das Schwalbenvolk bespricht geschäftig  
der vorgemerkten Wandrung Plan.

Der Himmel, sonst so klar und heiter,  
ist jetzt ergraut, betrübt und blind.  
Er weint ganz leise. Eine Träne  
längs meiner Fensterscheibe rinnt.

Ein Windstoß lässt die Blätter tanzen.  
Ein Span im Bretterzaune knerbt.  
Mir kribbelt's in den alten Knochen.  
Ja, ja, mein Freundchen - es ist Herbst.

Da raunt's und raschelt's in dem Kasten,  
und ich vernehme des Sprechers Bass:  
„Hier spricht der Rundfunksender Moskau.  
Hört eine Sondermeldung TASS.“

Ein kosmischer Raketenriese  
erstürmt' den Mond - Welch kühner Sprung!  
Da lacht die Sonne durch den Regen,  
und ich bin auch gesund und jung!

## Johann BUCH Der Herbst

Die letzten Tage voller Sonnenschein  
zeigt uns der Herbst. Ringsum der Wald  
und Rain  
sind wie mit bunten Farben angehaucht,  
und alles scheint in flüssig Gold getaucht.

In märchenhaftem Glanz liegt Feld und Flur:  
Der Herbst als Künstler schmückte die Natur.  
Und wir sind dankbar, dass er es entrollt,  
das Bild in bunten Farben und in Gold.

Sieh' dort der Asten buntes Blumenbeet,  
das trotz dem Reife noch im Schmucke steht!  
So blüh' auch du mit einer guten Tat,  
selbst wenn sich dir der Reif des Undanks  
naht!

Beschau' im Walde dir die Bäume dann!  
Bescheiden zogen sie ein Jäckchen an  
von Gelb; zum grünen reichte ihnen nicht  
die Wärme und der Sonnenstrahlen Licht.

So sei auch du nur immer unverzagt,  
wenn dich die Sorge und der Kummer plagt;  
will dir nicht alles stets nach Wunsche stehn,  
bemühe dich nur, mit der Zeit zu geh'n!

Doch schau nur hin, die Tanne dort am Wald  
in vollem Grün; und doch ist sie schon alt!  
Fast trotz sie sieht sie aus in ihrem Grün,  
als wollte sie zum Winter neu erblühen.

Mach's ebenso, tu mutig deine Pflicht,  
und wenn Gefahren droh'n, verzage nicht!  
Nur Kampf ist Leben, Arbeit stählt die Kraft,  
nur der bleibt stark, der immer rüstig schafft!

Dann lass' der Sonne warmen lichten Strahl  
dein Leben dir bescheinen überall;  
dann wird es schön, selbst wenn der Herbst  
dir naht,  
dann gehst du einen hellen sichern Pfad!

Vorbereitet von Erna BERG

# Tatjana Klassner - eine von uns

**Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg – diese Redewendung beschreibt das Lebenscredo von Tatjana KLASSNER. Die Kulturschaffende mit jahrzehntelanger Erfahrung ging schon in ihrer ehemaligen Heimat, der Altairegion, neue und ungewöhnliche Wege, um die Kultur der Russlanddeutschen zu beleben und die deutsche Muttersprache – vor allem ihr geliebtes Plautdietsch – aufrechtzuerhalten.**

In Deutschland setzte sie ab Mitte der 1990er Jahre dieses Engagement in vielfältiger Weise fort; zahlreiche Kulturveranstaltungen trugen ihre Handschrift und stützten sich auf ihre Ideen und Talente. Zu ihrem 70. Geburtstag am 10. September 2021 wünsche ich Tatjana Klassner beste Gesundheit, Zuversicht und ein gutes Gelingen bei all ihren Vorhaben. (Die Redaktion von „Zeitung für Dich“ schließt sich diesen Glückwünschen an.)

Ihre mennonitischen Vorfahren mütterlicherseits lebten bis zum Beginn des deutsch-sowjetischen Krieges im Juni 1941 an der Molotschna in der Ukraine, wo sie sich 1820 niedergelassen hatten. 1941 kam Tatjanas Großmutter mit ihren vier Kindern im Zuge der Deportation in das Dorf Polewoje in der Altairegion. Anfang 1942 wurde Tatjanas Mutter Anna Löwen zur Zwangsarbeit nach Molotow, Gebiet Perm, mobilisiert. Dort lernte sie Leonid, einen polnischen Deutschen, kennen. Am 10. September 1951 kam Tatjana zur Welt.

1956, als die Kommandantur aufgehoben wurde, zog ihre Mutter zu Verwandten, plattdeutschen Mennoniten, nach Polewoje. Tatjana fiel es schwer, die Trennung der Eltern zu verkraften, vor allem in einer Zeit, als der Hass gegen die Deutschen ohnehin schon sehr belastend war. Den Schmerz verarbeitete sie in einer ihrer Erzählungen.

Der Vater, der nicht mehr mit der Familie lebte, war ein talentierter Musiker und spielte Knopfakkordeon. Auch die Mutter war sehr musikalisch. Kein Wunder, dass die Tochter Tatjana schon bald die musische und kreative Ader in sich entdeckte, was sich später in der Berufswahl niederschlug. Zuerst wurde sie von der Kolchose zu einem Knopfakkordeonlehrgang nach Barnaul geschickt, später absolvierte sie die Altaier Kulturhochschule in Barnaul, Abteilung Regie.

In fast 25 Jahren Kulturarbeit auf dem Land, in den deutschen Dörfern Polewoje (13 Jahre und weitere zwei Jahre als Kulturhausleiterin) und Degtjarka (neun Jahre), entwickelte sich Tatjana Klassner zur Organisatorin von massenwirksamen und innovativen Kulturveranstaltungen und Aktivitäten, die nicht selten gegen die Vorstellungen der offiziellen Kulturbehörden waren und auf Gegenwind stießen. Oft motivierte sie allein die Dankbarkeit der einfachen Dorfbewohner zum Weitermachen.

Sie gehörte in den 1980er und 1990er Jahren zu den Zugkräften der damals immer stärker werdenden Bewegung für die Wiederbelebung und Entwicklung der deutschen Muttersprache und Kultur in der Altairegion; ihre Erfahrungen wurden landesweit verbreitet. Auf der Basis des Kulturhauses Polewoje wurden mehrfach Seminare und Kulturtagungen durchgeführt. Tatjana Klassner war wie ein Lagerfeuer, an dem man sich versammelte, um sich zu wärmen und Hoffnung zu tanken.

Ihrer Phantasie waren keine Grenzen gesetzt; immer wieder brachte sie etwas auf die Beine, das ungewöhnlich modern und innovativ war, etwa ein Café „Für alle unter 30“, Neujahrsbälle, bei denen jeder Betrieb sein

eigenes Neujahrsmärchen präsentierte, Seniorenabende unter dem Motto „Omas und Opas, los!“ in deutscher Sprache, Trudarmistentreffen, Dorf- und Straßenfeste, Sommer- und Erntedankfeste, Laienkunstschauen sowie allerhand Wettbewerbe und Volkskunstausstellungen. In die jeweiligen Kulturaktivitäten wurde jedes Mal fast das gesamte Dorf einbezogen, Schulen, Kindergärten, Kulturhäuser und sogar Betriebe. Auch wurden Kulturgruppen und Gäste aus den umliegenden Dörfern eingeladen.

Besonders engagiert widmete sie sich dem plattdeutschen Kulturerbe. Schon von Kindheit an zeigte Tatjana Interesse an der plattdeutschen Mundart, die sie ihre „eigentliche Heimat“ nennt. Im Bestreben, die plattdeutsche Muttersprache zu pflegen und zu propagieren, führte sie Brauchtumsfeste und Kulturabende auf Plattdeutsch durch. Als sie in den 1990er Jahren als Methodikerin für deutsche Kultur im Deutschen Rayon Halbstadt arbeitete, initiierte sie erstmals Festivals der deutschen Kultur, Laienkunstschauen in deutscher Sprache, Volkskunstausstellungen und Dorfjubiläen auf Rayonebene.

Auch als Regisseurin versuchte sie sich immer weiterzuentwickeln. Sie setzte sich Ziele und suchte Wege, diese zu erreichen. 1992 gründete sie das musikalische Folklotheater „Sonnenstrahl“ in Polewoje. Die folkloristische Vorführung einer plattdeutschen Hochzeit unter dem Titel „Plautdietsche Tjast“ (ihre Diplomarbeit an der Kulturhochschule) war das Debüt des frischgebackenen Ensembles. Neben einer plattdeutschen Hochzeit zeigten die Darsteller auch musikalische Vortragsprogramme wie „Gendach“ („Guten Tag“), „Auma en Oupa“ („Oma und Opa“), „Wienachte“ („Weihnacht“) und andere. Das Folklotheater stellte sich außerdem bei deutschen Kulturfestivals in anderen Regionen vor. Die Begeisterung der Zuschauer war unbeschreiblich – sie applaudierten stehend.

Tatjana Klassner wurde als beste Moderatorin und Regisseurin der Erholungsabende in der Altairegion anerkannt. Beim Wettbewerb „Durchführung eines Brauchtumsfestes“ belegte sie den 1. Platz in der Region. Für ihr umfangreiches und vorbildliches Kulturregagement wurde sie mit dem Ehrenabzeichen „Veteran der Kulturarbeit“ bedacht.

Bei allen ihren Träumen und anspruchsvollen Vorhaben hatte sie stets die Unterstützung ihres Mannes Josef Klassner, eines talentierten Kunstmalers, Musikers, Sängers und Komponisten, den sie 1987 in Degtjarka kennenlernte. Kindererziehung und Kreativität im Beruf gehörten für Tatjana und Josef von Anfang an zusammen.

Im Dezember 1994 kam die Familie nach Deutschland, zuerst nach Kierspe, Sauerland, und später nach Warendorf bei Münster, wo die Klassners bis 2013 wohnten. Beide schon über 40, hatten sie nicht viel Hoffnung, hier beruflich im Kulturbereich Fuß zu fassen. Aber dank ihrer vielen Talente und ihrer Kommunikationsfreude konnte sich das Ehepaar vielfältig einbringen; jeder neue Tag wurde mit Dankbarkeit angenommen und gelebt und jede Chance genutzt, um weiterzukommen.

Vor allem versuchte Tatjana auch hier, die mitgebrachten Traditionen zu bewahren, zu pflegen und ihre Bedeutung für die gesamte Sprachgeschichte der russlanddeutschen Volksgruppe zu betonen. In Warendorf gründeten die Klassners das plattdeutsche Begegnungszentrum „Gendach“, fanden viele Gleichgesinnten und entwickelten eine umfangreiche Tätigkeit.



Jeder Tag von Tatjana (3.v.l.) und Josef Klassner ist von kreativem Schaffen durchdrungen.

Zwölfmal organisierte Tatjana Kulturtreffen plattdeutscher Sprecher, die Hunderte Landsleute aus ganz Deutschland versammelten und von plattdeutschen Künstlern aus der Altairegion, aus Kasachstan, Orenburg und anderen Regionen der ehemaligen Sowjetunion gestaltet wurden. Fünfmal fanden plattdeutsche Anna-German-Festivals statt, an denen sich Kulturgruppen und Solisten aus ganz Deutschland beteiligten.

Auch mit dem plattdeutschen Theatertag erfüllte sich Tatjana Klassner einen langjährigen Traum. Es hatte zwar auch vorher auf verschiedenen Veranstaltungen immer wieder Sketche oder Kabaretteinlagen gegeben, aber zum ersten Mal wurden schauspielerische Talente in einem mehrstündigen Programm zusammengefasst.

Ihre Sammeltätigkeit im Bereich der plattdeutschen Kulturgeschichte hat Tatjana Klassner auch in der neuen Heimat fortgesetzt. Außer Folklore (Sprichwörter, Redewendungen, Lieder, Verse, Rätsel, Märchen, Spiele, Tänze, Rezepte) sammelt sie auch Inhalte über Menschen und Kulturgruppen, die zur Pflege, Verbreitung und Entwicklung der plattdeutschen Mundart maßgebend beigetragen haben. Zusammen mit dem Vorsitzenden des Vereins „Plautdietsch Frind“ und Verleger Heinrich Siemens hat sie ein „Lexikon der plautdietschen Sprichwörter, Gedichte, Rätsel und Lieder“ (Verlag „Tweeback“, 2007) herausgegeben, das ihre umfangreiche jahrelange Sammlung beinhaltet.

Inzwischen hat sie sich auch als plattdeutsche Autorin einen Namen

verdient. Ihr erstes Buch mit plattdeutschen Gedichten, „Ejt sinj mien Farja tredj ne mie“ („Ich singe mir meinen Frühling zurück“), erschien 2007. Ihm folgte der zweite Gedichtband „Ejt spöd mie oul langsam“ („Ich eile schon langsam“). Außerdem schreibt sie gern Erzählungen und Kindergeschichten, so dass den Gedichtbänden ein Buch mit Erzählungen „De Rees ne mie“ („Die Reise zu mir“) und zwei Kinderbücher folgten. Hinzu kommen das Märchenbuch „Twee Vejeltjes“ – „Zwei Vöglein“ in Plattdeutsch und Hochdeutsch sowie das Kindermalbuch „Enjespeart“ („Eingesperrt“). Im Verlag „Tweeback“ soll auch eine Publikation über das musikalische Erbe der Mundart Plautdietsch unter dem Titel „Woo de Oole sunge, zwitschere de Junge“ („Wie die Alten singen, zwitschern auch die Jungen“) erscheinen.

Die gesamte Familie entwickelte sich in den vergangenen Jahren zu einem kreativen Kulturunternehmen. Die drei Kinder sind schon längst in die Fußstapfen der Eltern getreten, und auch die acht Enkel entdecken immer neue Fähigkeiten und Talente in sich.

Als die Familie Mitte 2013 nach Bielefeld zog, erstarkte in Tatjana der Wunsch, ein Theater mit einheimischen Nachbarn zu gründen. Am neuen Wohnort wirkte sie im Theaterlabor am Stadttheater mit und leitete bei der Arbeiterwohlfahrt eine Theatergruppe. Mit der Zeit schlossen sich der Gruppe auch talentierte Deutsche aus Russland an. Mit selbsterarbeiteten Aufführungen wie „Wir – Menschen“ oder „Zwischen den Stühlen“ hatten sie viel

Erfolg. Als Regisseurin konnte sich Tatjana 2013 auch mit Erfolg bei dem Kulturfestival „Ein Liederstrauß zurückgebracht“ unter dem Motto „250 Jahre – doppelte Heimat“ profilieren, das an die 1000 Gäste in der Lipperlandhalle Lemgo versammelte.

Jeder Tag von Tatjana und Josef Klassner ist von kreativem Schaffen durchdrungen. Leider kommt es aber nicht immer so, wie man es möchte. „Wir hatten das Musical nach Schukschins 'Stiefelchen', eine Aufführung mit bunten Trachten, viel Humor und voller Experimente fast fertig, als Corona uns die Tür zuschlug und nahezu alles für anderthalb Jahre unmöglich machte“, sagt Tatjana.

Vom Leben hat sie gelernt, den Glauben an die Kraft des Guten in der Welt nicht zu verlieren und den Menschen so zu begegnen, wie sie sind. Sie sagt: „Ich habe gelernt, zu vergleichen und das wertzuschätzen, was ich habe. Familie und mein Mann stehen dabei ganz vorne, unsere gemeinsamen Jahre sind unsere Schule des Lebens, das Zusammenhalten hat uns in allen Lebenssituationen getragen und weitergeholfen.“

Vor einiger Zeit zog das Ehepaar nach Niedersachsen. Auch hier haben die beiden schnell Anschluss an die kreativen Kräfte gefunden. Davon spricht das Angebot, an einem großen Konzert zum 80. Jahrestag der Deportation der Deutschen in der Sowjetunion teilzunehmen.

Irene KREKER  
Fotos: „Volk auf dem Weg“

Zusammengefasst von Maria ALEXENKO

# Feiertage und Gedenktage im Herbst

Jahres- und Lebensrhythmus sind stark vom Ablauf des kirchlichen Jahres mit seinen Riten und Festen geprägt. Diese geben Halt, schenken Geborgenheit. Der Festrhythmus des Kirchenjahres bestimmt in der westlichen Welt nach wie vor auch das bürgerliche Jahr. Von der Substanz der christlichen Feste, der Feiertage und Sonntage des Kirchenjahres, ihrem Sinn und ihrem Brauchtum, leben die Menschen. Wenn die Blätter von den Bäumen fallen und der Wind rauer wird, wird klar: Es ist Herbst. Er läutet die kalte Jahreszeit ein. Für viele Deutsche ist es auch die Zeit der Traditionen, Feste und Feiertage.

Die Feiertage und Gedenktage im Herbst sind:

Der Tag der deutschen Einheit, Halloween, der Reformationstag, Allerheiligen, Allerseele, der Totensonntag und Buß- und Betttag.

Der Tag der deutschen Einheit wird am 3. Oktober gefeiert. Am 3. Oktober 1990 traten die im Juli wieder eingerichteten fünf Länder der DDR (Mecklenburg-Vorpommern, Brandenburg, Sachsen-Anhalt, Thüringen, Sachsen), die 1952 aufgelöst worden waren, wieder dem Geltungsbereich des Grundgesetzes der Bundesrepublik Deutschland (BRD) bei.

Einen Tag später fand im Berliner Reichstagsgebäude die erste gründende Sitzung des gesamtdeutschen Bundestags statt, der nun den 3. Oktober (anstelle des 17. Juni) zum Tag der Deutschen Einheit erklärte.

**Halloween (31. Oktober)**

Das Wort „Halloween“ stammt vermutlich von „All Hallows Eve“, der Vorabend von „All Hallows Day“ (Allerheiligen).

Daraus entstand im Laufe der Zeit die Abkürzung Halloween.

Man nimmt an, dass Halloween einen keltischen Ursprung hat. Ins Leben gerufen wurde dieses Fest von den Iren.

**Reformationstag (31. Oktober)**

In Erinnerung an den 31. Oktober 1517, den Tag an dem Martin Luther seine 95 The-



Die Geschichte des Buß- und Bettages geht auf die Reformationszeit zurück.

sen gegen den Missbrauch des Ablasswesens und die Glaubensentfremdung der katholischen Kirche veröffentlichte, feiern die Protestanten in aller Welt den Reformationstag.

**Buß- und Betttag (am Mittwoch vor dem Totensonntag)**

Die Geschichte des Buß- und Bettages geht auf die Reformationszeit zurück, als von den evangelischen Kirchenordnungen Buß- und Bettage angeordnet wurden.

Sie wurden zu verschiedenen Zeiten und häufig zu aktuellen Anlässen abgehalten.

An solchen Tagen wurde die ganze Bevölkerung anlässlich drohender Gefahren (z. B. bei Seuchen, Krankheiten oder im Dreißigjährigen Krieg) öffentlich zur Buße und

zum Gebet aufgerufen. Aus diesem Brauch entstanden im Lauf der Zeit regelmäßig abgehaltene Buß- und Bettage.

In den Jahren 1853 und 1878 befasste sich die Eisenacher Konferenz evangelischer Kirchenleitungen damit, einen allgemeinen Buß- und Betttag einzuführen.

Als Datum einigte man sich schließlich auf den Mittwoch vor dem letzten Sonntag nach dem Dreifaltigkeitstag.

Im Jahre 1995 wurde der Buß- und Betttag als staatlich-kirchlicher Feiertag in allen Bundesländern (mit Ausnahme von Sachsen) abgeschafft, obwohl es großen Protest seitens der evangelischen Kirche gab. Mit der Abschaffung dieses Feiertags und dem

dadurch zusätzlichen Arbeitstag sollte der Arbeitgeberanteil an der Pflegeversicherung finanziert werden.

Seither hat die öffentliche Bedeutung des Buß- und Bettags erheblich abgenommen.

**Allerheiligen** ist ein wichtiger Feiertag in der römisch-katholischen Kirche.

In Österreich und katholisch geprägten Kantonen der Schweiz, Liechtenstein und auch in den deutschen Bundesländern Baden-Württemberg, Bayern, Nordrhein-Westfalen, Saarland und Rheinland-Pfalz sowie einigen anderen Ländern ist Allerheiligen ein gesetzlicher Feiertag.

An diesem Feiertag gedenkt die katholische Kirche aller ihrer Heiligen.

Der am 1. November begangene Feiertag „Allerheiligen“ ist schon lange ein Gedenkfest für die verstorbenen Angehörigen und Freunde.

Auf blumengeschmückten Gräbern sollen kleine Kerzen das Gedenken an die Verstorbenen zum Ausdruck bringen.

Auch **Allerseelen** (2. November) ist ein Fest der römisch-katholischen Kirche.

Dabei handelt es sich um einen Feiertag, bei dem durch Gebete und Fürbitten die Leiden der „Seelen“ der Verstorbenen im Fegefeuer erleichtert werden sollen. Im 9. Jahrhundert wurde Allerseelen zum offiziellen Feiertag.

**Der Ewigkeitssonntag**, auch als **Totensonntag** bekannt, ist der letzte Sonntag im evangelischen Kirchenjahr.

Die Bezeichnung Totensonntag wird im Volksmund gebraucht. In der evangelischen Kirche wird der Begriff Ewigkeitssonntag verwendet.

Für die Christen ist der Tod zwar das Ende des irdischen Lebens, doch wird dies im Zusammenhang mit der Hoffnung auf die Auferstehung der Toten gesehen, wie sie an vielen Stellen in der Bibel beschrieben wird.

Nach *medienwerkstatt-online.de*  
Bild: pixabay.com

## Erntedankfest und andere Erntefeste



Wir befinden uns nun in der zweiten Hälfte des Jahres. Auf dem Feld und im Garten ist vieles reif zur Ernte.

Die Bauern bereiten sich darauf vor, das Heu einzufahren, das Getreide einzubringen, die Kartoffeln zu ernten, das Obst zu pflücken, die Winzer, den Wein zu lesen.

Das Ziel monatelanger Arbeit ist erreicht. Und wenn auch noch das Resultat gut ist, d.h. die Ernte reichlich ausfällt, dann gibt es genug Grund zum Feiern.

In „bäuerlichen Kulturen wurde die Ernte als wichtigstes Naturfest gefeiert, mit magischen und religiösen Bräuchen verbunden, die dem

sicheren Einbringen der Ernte und der Sorge um zukünftigen Ertrag der Felder galten. Dieses Brauchtum, zu dem Flurumgänge, besondere Behandlung der ersten und letzten Garbe und eine feierliche Erntemahlzeit zählten, ist heute nur noch in einzelnen Dörfern im Zusammenhang mit der Kirmes oder Kirmse anzutreffen (die Kirmes oder die Kirmse = Kirchweih, aus mhd. „kirmesse“). Diese fröhlichen Veranstaltungen finden meist in den Herbstmonaten September, Oktober (spätestens bis zum Martinstag am 11.11.), aber gelegentlich bereits im Erntemonat August statt. In der

katholischen Kirche wird (meist am 3. Sonntag im Oktober) das Kirchweihfest mit besonderer Beachtung kirchlicher Reliquien begangen.

Im Mittelpunkt steht jedoch zunächst das christliche Erntefest, das von der evangelischen Kirche meist am 1. Sonntag im Oktober gefeiert wird. Es ist für gläubige Menschen mit einem Kirchenbesuch, einem Gottesdienst verbunden. Kirchen, Häuser, Gaststätten sind häufig mit einem Erntekranz geschmückt. In manchen Gegenden wird noch heute Erntegut mit in die Kirche gebracht, um es dort segnen bzw. weihen zu lassen. In der Predigt wird Gott für die Ernte gedankt. Auch Dichter danken, so beispielsweise schreibt Matthias Claudius:

*Von Gott kommt alles her,  
Was nah ist und was ferne,  
von Gott kommt alles her,  
der Strohalm und die Sterne,  
das Sandkorn und das Meer.  
Von ihm sind Büsch und Blätter  
und Korn und Obst von ihm,  
das schöne Frühlingswetter  
und Schnee und Ungestüm.*

In der Kirche ausgelegte Feld- und Gartenfrüchte werden häufig im Anschluss an den Gottesdienst, an die Messe Bedürftigen geschenkt. Vielfach beginnen nach dem Kirchenbesuch bereits fröhliche Treffen der Dorfjugend, der Verwandten, mancher Vereine. Es wird auch hier gut gegessen und getrunken. Abends ist Tanz.

Viele Hausfrauen legen Wert darauf, dass sie ihren Besuch an diesem Tag reichlich und mit frischem Erntegut bewirten.

Selbst die Kinder können zur Feier des Tages ein Gedichtchen lernen:

*Erntedankfest  
Äpfel, Birnen und Pflaumen  
gibt es viel in diesem Jahr.  
Kommt, wir wollen fröhlich tanzen,  
weil so gut die Ernte war.*

Dieses kirchliche Erntedankfest mit dem feststehenden Tag ist nicht mit den sehr häufigen Erntefesten zu verwechseln, obwohl es viele Ähnlichkeiten gibt. Für derartige Erntefeste fand die Landbevölkerung früher viele Anlässe: den Erntebeginn, die Ernte bestimmter Früchte zu verschiedenen Zeiten, den Ernteabschluss. Deshalb spielen und zum Teil spielen noch heute die erste, aber vor allem die letzte Getreidegarbe eine wichtige Rolle.

Die Erntefeste im Herbst - also nach der Ernte - werden heute in manchen Gegenden als Kirmes gefeiert. All der verschiedene, noch heute erhaltene Kirmesbrauch, vor allem in Mitteldeutschland, aufzuzählen, ist nicht möglich. Feststeht, sie stellen ursprünglich auch heidnische Bräuche dar und wurden später mit christlichen Inhalten verbunden. Anlässlich der Kirmes gehen auch heute die Gläubigen in die Kirche.

Viele Erntefeste stellten auch eine Form des Dankes gegenüber den Erntehelfern dar: Es gab reichliches Essen und gutes Bier und früher an diesem Tag auch die Entlohnung für die Arbeit.

Das gute Essen und Trinken gehört auch heute noch dazu. Gelegentlich fallen sogar Ernte- und Schlachtfest zusammen. Dann tref-

fen sich viele Mitglieder der Familie und deren Freunde zu einem tüchtigen Schmaus.

Zum Schmuck für Häuser und Gaststätten gehören - wie beim speziellen Erntedankfest - Erntekränze, Erntekronen, Getreidegarben, Strohfiguren, Herbstblumensträuße, Zwiebelzöpfe usw. Und auf der nachmittäglichen Kaffeetafel stehen viele Sorten guten Kuchens. Hier zeigt die Hausfrau, welche gute Bäckerin sie ist und dass sie bei den Zutaten nicht sparen muss. Häufig gibt es auch speziellen Kirmeskuchen: meist Zwiebel- oder Speckkuchen.

Abends geht's zum Tanz. Es ist eine fröhliche Zeit. In manchen Dörfern wird die Kirmes am Samstag und am Sonntag gefeiert; gelegentlich wird sie - wenn die Kirmesgäste noch Urlaub haben - auch auf den Montag ausgedehnt.

Die Stimmung auf den Erntefesten hängt natürlich entscheidend vom Erntergebnis ab. Und diese wiederum wird wesentlich vom Wetter schon lange vor und während der Ernte bestimmt. Das wusste die Landbevölkerung schon seit langem, wie die vielen Wetter- und Bauernregeln - besonders in der Zeit von August bis Oktober - zeigen. Manche Tage gelten als so genannte Los- oder Lurtage (insgesamt 84), „die nach dem Volksglauben für das Wetter bedeutungsvoll sind,... da sich an diesen Tagen das 'Los' der Witterung für einige Zeit entscheidet“.

Nach *„Festliche Höhepunkte im deutschen Jahreskreis“*  
Foto: pixabay.com

Maria ALEXENKO

# Deutsche im Kaleidoskop der Völker



Vertreter der Regionalen nationalen Kulturautonomie (RNKA) der Deutschen des Altai beim Festival.

In diesem Herbst feierte die Stadt Barnaul ihren 291. Geburtstag. Wegen der Pandemie-Einschränkungen gab es kein großes Fest. Doch der 11. September war keinesfalls ein gewöhnlicher Samstag. Zu diesem Datum wurden doch mehrere interessante Veranstaltungen vorbereitet und durchgeführt, obwohl nicht volkreich.

So beispielsweise arbeitete den ganzen Tag in der Malo-Tobolskaja-Straße die Ausstellung „Barnaul für die Touristen“ und fand ein gastronomisches Festival statt. Im Zentrum der Stadt auf dem Sacharow-Platz wurden Sportwettkämpfe im Basketball, im Luftgewehrschießen und Klettern, im Gewichtheben und Armdrücken sowie im Schachspiel

veranstaltet. Auf dem Swoboda-Platz wurde das Projekt „Lerne das Leben retten“ realisiert, während dessen auch eine große Ausstellung von Autos aus der Kriegszeit 1941-1945 und der ältesten und modernen Feuerwehrentechnik durchgeführt wurde.

In allen Teilen der Stadt war es an diesem Tag lebhaft und festlich. Im Park „Zentralnyj“ arbeiteten eine bunte Blumenausstellung und eine Meisterstadt. Außerdem konnten hier die Einwohner des Regionszentrums dem XX. Festival der nationalen Kulturen „In einer einheitlichen Familie leben wir in Barnaul“ beiwohnen.

In dieser Veranstaltung stellen Vertreter verschiedener in Barnaul lebenden Nationalitäten jährlich ihre nationalen Traditionen und Kultur dar. Die russlanddeutsche Volksgruppe

war am diesjährigen Fest von der Regionalen nationalen Kulturautonomie der Deutschen des Altai vertreten. In einem als deutsches Haus stilisierten Zelt fanden ihren Platz allerlei Museumsexponate zur Geschichte und Kultur der Russlanddeutschen: ein altes Waffeleisen, Spitzentischdecken und Servietten sowie verschiedene Haushaltsgegenstände der ersten deutschen Ansiedler.

Ein besonders großes Interesse rief bei den Besuchern die Verlagsproduktion über die berühmten Deutschen, die einst und jetzt einen wesentlichen Beitrag zur Entwicklung der Altairegion leisteten und leisten. Hier wurden solche Bücher wie „Deine Deutschen, Altai“, „Deutschen des Altai: Menschen, Schicksale, Errungenschaften“, „Die Welt ist schön.

Andreas Kramer. Gedichte. Tamara Kudelin. Erinnerungen an den Vater Andreas Kramer“, die Alben „Gedächtnis des Volkes. Über das Leben der Russlanddeutschen“ und „Alfred Friesen. Grafik“ vorgestellt.

Die Delegation der Stadtverwaltung unter Leitung vom Stadtoberhaupt, Wjatscheslaw Frank, wurde von den Vertretern der ethnischen Deutschen in zwei Sprachen, deutscher und russischer, begrüßt. „Heute ist unser gemeinsamer Feiertag, der uns alle vereint: diejenigen, die hier geboren sind, und diejenigen, die nach Barnaul kamen, um hier zu leben und zu arbeiten. Das ist die Feier aller, die ihre Heimatstadt Barnaul lieben und zu ihrem Besten arbeiten. Wir sind stolz auf unsere Traditionen, die Errungenschaften unserer Landsleute, einschließlich der Russlanddeutschen, die Barnaul verherrlichten und verherrlichen. Wir wünschen allen Einwohnern Wohlergehen, Freundlichkeit und Stabilität, und unserer lieben Stadt Barnaul – Gedeihen“, hieß es in der Ansprache von Tatjana Schulz, der Vorsitzenden des Autonomierates.

Den Gästen des Festivals der nationalen Kulturen schlug man zwei Meisterklassen vor: im Handwerk und im Tanzen. In der Ersten konnte man Armbänder mit deutschen Wörtern oder Namen der Gäste des Festivals basteln, in der Zweiten – den russlanddeutschen Tanz „Polka Hej“ lernen. Vertreter von jungen Russlanddeutschen in bunten nationalen Trachten bemühten sich, durch freundliche Begrüßungen die Besucher des Festivals auf die Stände der russlanddeutschen Volksgruppe aufmerksam zu machen.

Tatjana Filistowitsch, ständige Moderatorin der einzigen hinter dem Ural Radiosendung in deutscher

Sprache „Altaier Weiten“ interviewte auf Deutsch den Aktivist der Jugendbewegung der Russlanddeutschen im Altai, Dmitrij Korobow. Er teilte mit, wodurch und auf welche Weise die Russlanddeutschen des Altai ihre Kultur im Rahmen des Festivals präsentieren.

Den Abschluss des Festivals der nationalen Kulturen krönte die Pflanzung eines so genannten Baumes der Freundschaft, der das friedliche und freundschaftliche Leben der Einwohner der Stadt Barnaul symbolisieren soll. Die Regionale Kulturautonomie vertrat am Baumpflanzen die Leiterin Tatjana Schulz. Das Festival rundete ein festliches Video-Konzert ab, das von verschiedenen Tanz- und Gesangsteams der im Altai lebenden Nationalitäten vorbereitet wurde.

Die Veranstaltung des Festivals der nationalen Kultur wurde unter Mithilfe der Assoziation der gesellschaftlichen Vereinigungen „Internationaler Verband der deutschen Kultur“ im Rahmen des Förderprogramms zugunsten der Russlanddeutschen in der Russischen Föderation laut Beschluss der Deutsch-Russischen Regierungskommission verwirklicht.

**Zur Kenntnis:** Zurzeit leben in Barnaul Vertreter von 106 Nationalitäten. Etwa 600 Tausend Menschen davon sind Russen, was 95,7 Prozent aller Bevölkerung beträgt. Russlanddeutsche bilden 6,2 Tausend Einwohner (0,94 Prozent); Ukrainer – 5,3 Tausend Menschen (0,81 Prozent); Armenier – 2,6 Tausend Menschen (0,41 Prozent); Aserbaidschaner – 1,4 Tausend Einwohner (0,22 Prozent); Belorussen – 1,2 Tausend Menschen (0,19 Prozent).

Foto: RNKA-Archiv

Swetlana DEMKINA

WETTBEWERB

## Neue Bestätigung der Produktionsqualität

Der Betrieb „Brücke“ GmbH in Halbstadt, Deutscher nationaler Rayon, ist durch seine Milch- und Fleischproduktion in der Altairegion und weit über ihre Grenzen bekannt. Die Qualität der Produkte dieser Molkerei wurde mehrmals in verschiedenen Ausstellungen und Wettbewerben hoch bewertet. Vor kurzem wurde die Zahl der beruflichen Siege der „Brücke“ GmbH durch neue bedeutende Errungenschaften in den Wettbewerben „Milchprodukte Sibiriens 2021“ und „Käse Sibiriens 2021“ in Barnaul vermehrt.

Beide Wettbewerbe fanden im Rahmen der zwischenregionalen Fachkonferenz für Spezialisten der Milchwirtschaft „Milchwirtschaft: Chancen, Risiken und Potenziale“ statt. Die Konferenz begann mit der Plenarsitzung in der Altaier Staatlichen Technischen Polsunow-Universität. Teilnehmer waren Vertreter von 45 verschiedenen Betrieben, die die Molkereiausrüstung, Verpackung und Verpackungsmaterialien, Bakterienkulturen und Zutaten für Milchprodukte herstellen, Leiter der föderalen und regionalen Machtorgane, der führenden wissenschaftlichen Institute sowie der Profilverbände – insgesamt mehr als 100 Menschen. Namhafte Sprecher behandelten in ihren Berichten und Vorträgen die für die Milchwirtschaft des Landes wichtigen Themen.

Der traditionelle Fachwettbewerb für die Qualität von Milchprodukten und Käse „Milchprodukte Sibiriens - 2021“ wurde kurz vor der Konferenz durchgeführt. Als technischer Partner trat diesmal nach wie vor das Internationale College für Käseherstellung und professionelle Technologien auf.

Eine Expertengruppe kostete nicht nur die vorgestellten Erzeugnisse, sondern untersuchte

auch jede Probe sorgfältig im Labor und führte eine organoleptische Bewertung durch. Unter den wichtigsten Bewertungskriterien waren Geschmack und Geruch, Aussehen und Konsistenz, Farbe, Aussehen der Verbraucherverpackung und Kennzeichnung eines Produktes.

Am Wettbewerb beteiligten sich etwa 30 Milchverarbeitende Betriebe aus der Region und Republik Altai, aus den Gebieten Kemerowo, Nowosibirsk, Tomsk, Omsk und aus der Stadt Sankt Petersburg. Mehr als 150 Proben von Vollmilchprodukten, Hüttenkäse, Butter, Käse, Trockenmilchprodukten, Schmelzkäse und Schmelzkäseprodukten wurden zum Wettbewerb dieses Jahres gewährt. Gewinner und Preisträger bestimmte man in 27 Nominierungen. Die Jurymitglieder betonten das hohe Qualitätsniveau, den breiten Angebot der Produkte, die Vielfalt der innovativen importsubstituierenden Milchprodukte.

Die Preisverleihung der Gewinner des prestigeträchtigen Fachwettbewerbs bildete den Höhepunkt des ersten Konferenztages. Die Produktion des Betriebs „Brücke“ war in mehreren Nominierungen unter den Gewinnern. Ihr Schmelzkäse „Sliwotschnyj“ wurde mit einer Goldmedaille ausgezeichnet und der Käse „Firmennyj klassitscheskij“ erhielt eine Silbermedaille. Mit der höchsten Auszeichnung – dem Grand Prix – wurde die Schmelzbutter von „Brücke“ in einem professionellen Wettbewerb belohnt.

**Zur Kenntnis:** Die „Brücke“ GmbH wurde am 13. Oktober 1995 gegründet, zum Ziel, ein vom deutschen Innenministerium initiiertes Programm zur Hilfeleistung den Deutschen in der Russischen Föderation und der ehemaligen Sowjetunion umzusetzen.



Im Wettbewerb wurden mehr als 150 Proben von der Expertengruppe gekostet.

Zurzeit bleibt „Brücke“ der größte Verarbeitungsbetrieb im Deutschen nationalen Rayon, der verschiedenartige Milch- und Fleischprodukte und Backwaren herstellt. Dabei steht hier die Qualität der Produktion im Vordergrund. Durch diese hohe Qualität gelingt es dem Betrieb, wenn auch im harten Wettbewerb, seine Käufer nicht zu verlieren. „Brücke“ verarbeitet etwa 60 Tonnen Milch pro Tag, produziert täglich fünf bis sieben Tonnen Fertigprodukte, davon 800-900 Kilo Butter, stellt 1,5-3 Tonnen Vollmilchprodukte sowie sieben Käsesorten her. Dabei wird in der Molkerei nur natürliche

Milch verwendet. Die „Brücke“-Produktion ist nicht nur im Altai, sondern auch in anderen Regionen, wie Nowosibirsk, Tomsk, Kemerowo und Krasnojarsk gefragt. Fast alle Produkte von „Brücke“ haben Medaillen und Zertifikate in verschiedenen Ausstellungen und Wettbewerben gewonnen. Die Fleischprodukte wurden in der Internationalen Messe „Grüne Woche“ in Deutschland zweimal mit Goldmedaillen ausgezeichnet. Seit 2012 steht Pjotr Boos an der Spitze des Betriebs.

Foto: upp.alregn.ru

## Wieder geht's in die Schule!

Die Sommerferien sind vorbei. Es ging wirklich schnell. Nun geht's ab dem 1. September wieder in die Schule. So eine große Freude ist es für einige Kinder vielleicht gar nicht. Aber die meisten, so glauben wir, freuen sich auf das neue Lehrjahr, auf das Zusammentreffen mit den Schulfreunden, auf ihre interessanten Erzählungen über die Sommererlebnisse, auf alles Neue, das auf sie im neuen Lehrjahr wartet. Die Redaktion der „Zeitung für Dich“ und ihre „Kinderecke“ gratulieren allen Schülern zum Beginn des Lehrjahres und wünschen ihnen große Erfolge im Lernen.

Auch die „Kinderecke“ hat für euch viel Neues und Interessantes eingeplant: Märchen, Spiele, lustige Erzählungen und die schönsten Kinderreime. Und natürlich gibt es für euch die „Kinderecke-Post“-Rubrik. Hier gibt es genug Platz für eure Briefe. Wer schreibt zum Beispiel die interessanteste Sommer- oder die lustigste Schulgeschichte, egal ob in russischer oder in deutscher Sprache? Vielleicht schreibt ihr uns auch, was ihr mit euren Freunden in der Freizeit unternimmt, oder fragt eure Großeltern und Eltern aus, wie ihre Kindheit und Jugend verlief. Wir freuen uns auf jeden Brief zu einem beliebigen Thema. Also greift zur Feder! Viel Erfolg!

Ihre Zfd-Redaktion

### Hermann ARNHOLD Jung und gesund

September, Oktober, November - drei Brüder im Arbeitskalender der eilenden, fliehenden Zeit: Drei Brüder, die brüderlich handeln und schlicht durch die Jahreszeit wandeln, die Herbst im Kalenderjahr heißt.

Es freut sich der milde September, der oft noch im leinenen Hemde die Gärten und Felder durchstreift: Wie schnell ist die Ernte zu Ende, wo fleißige Hände behende wetteifern... sogar mit der Zeit.

Wir eilen nun wieder zur Schule und schenken den Lehrern die Blumen, die gern wir im Sommer gepflegt, die Lieder, die stolz wir gesungen, den Frohsinn, in Arbeit errungen, die Träume, die tief uns bewegt.

Dann kommt auch der bunte Oktober, färbt alles mit Gold und Zinnober und wünscht uns im Lernen viel Glück. Und, altweibersommerumwoben, wir unsere Kräfte erproben: Nur vorwärts! Wer bleibt da zurück?

Nun grüßt uns verschmizt der November, der nie seine Tage verschwendet, beschenkt uns mit flaumigem Weiß. Wir wärmen am Frost uns die Hände: Es zieht uns hinaus aufs Gelände - Auf Schiern! -, wo alles verschneit: Das Üben wird auch manchmal müde.

## Das Leckermaul

(Zum Lesen und Nachdenken)

Kurt hatte einen jüngeren Bruder. Das war ein liebes hübsches Kind, nur sehr genäsig.

Von Mutter bekam er seiner kecken Fingerlein wegen öfters Nasenstüber, denn wo es nur etwas zu naschen gab, war Bruno schon dabei und leckte im Vorgeschmack schon mit seiner roten spitzen Zunge seine Lippen und schnalzte, als hätte er wirklich schon gekostet.

Kurt sagte einmal ganz energisch: „Das muss jetzt anders werden, Bruno. Du bist doch keine drei Jahre mehr, gehst bald zur Schule, und keine Zuckerdose, kein Teller mit Gebäck, kein Honigtopf ist vor dir sicher, von dem Rahmkrug schon ganz abgesehn.“

Dieses Gespräch endete mit einem leichtgegebenen Versprechen Brunos, dass er sich ändern werde. Doch siehe da, die naschhaften Finger des Kleinen waren stärker als die guten Worte.

Da entschied sich der zehnjährige Kurt und verschwand eines Abends mit einem Körbchen in den Feldern und nahm seinen Weg zum klaren Waldbach, wo es eine Menge Krebse gab.

Die Mutter war morgens bereits ins Büro gegangen, der Vater war dienstlich verreist. Kurt saß bald beim Frühstück und wartete auf Bruno, der sich noch wusch. Dann kam der Kleine gutgelaunt zu Tisch und begann zu essen. Das But-

terbrot schmeckte herrlich zur frischen Milch, trotzdem schielte er öfters auf den Honigtopf und sagte schließlich: „Mutti hat vergessen, den Honig herunterzugeben.“

### James KRÜSS Der Sperling und die Schulhofkinder

(Pass auf, wie du dich benimmst)

Ein Sperling, der von ungefähr zu einem Schulhof kam, erstaunte über das, was er auf diesem Hof vernahm.

Ein Mädchen sprach zu Meiers Franz: „Du alter Esel, du!“ Da sprach der Franz: „Du dumme Gans, bist eine blöde Kuh!“

Der Walter sprach zum dicken Klaus: „Mach Platz, du fetter Ochs!“ Da rief der Klaus: „Du fade Laus, pass auf, dass ich nicht box'!“

Zum Peter sprach Beate nun: „Du, Affe, geh hier weg!“ Da rief der Peter: „Dummes Huhn, ich weiche nicht vom Fleck!“

Der Sperling meint', er hör' nicht recht. Es tönte allenthalb: „Du Schaf! Du Floh! Du blöder Hecht! Du Hund! Du Schwein! Du Kalb!“

Der kleine Sperling staunte sehr. Er sprach: „Es schien mir so, als ob ich auf dem Schulhof wär', doch bin ich wohl im Zoo!“

terbrot schmeckte herrlich zur frischen Milch, trotzdem schielte er öfters auf den Honigtopf und sagte schließlich: „Mutti hat vergessen, den Honig herunterzugeben.“

Kurt sah ihn streng an: „Mutti sagte, du bekommst heute keinen Honig, weil du gestern wieder den Rahm von der sauren Milch genascht hast.“ Und er stand auf und ging ins anschließende Zimmer.

Kaum war er hinter der Tür verschwunden, lief Bruno zum Schrank und nahm die Schürze vom Honigtopf, in den er nicht hineinschauen konnte, weil er noch zu klein war. Aber er wollte wenigstens die Finger in das Süße stecken, aber o weh, da hielten ihn auch schon die scharfen Krebszangen fest. Laut Hilfe rufend eilte er zum Bruder, der ihn natürlich von den Krebszangen befreite.

„Für heute habe ich dir noch geholfen, nächstes Mal, wenn du naschen wirst, brauchst du auf meine Hilfe nicht zu hoffen. Verstanden?“

Und wirklich, von diesem Tage an, war Bruno ein anderer geworden. Mutti konnte jetzt alles ruhig stehen lassen, Bruno rührte nichts mehr an.

Olga RISCHAWY

## Vom Wolf und den sieben Zicklein

(Nach dem Märchen der Brüder Grimm)



Es war mal eine alte Geiß. Sie hatte sieben kleine Kinder. Die nährte sie mit Mühe und Fleiß und hegt' und pflegte sie nicht minder.

Die Alte hatte viel zu tun. Sie war beständig auf den Beinen. Wann soll denn eine Mutter ruhn, wenn sie allein mit sieben Kleinen?

Die Zicklein aber merkten's nicht, wie sehr sich ihre Mutter quälte. Sie machten oft ein schief Gesicht, wenn mal die rechte Mahlzeit fehlte.

Sie quengelten so manchen Tag und sprangen meckend weit im Bogen vom Dach bis hin zum grünen Hag. Wie Zicklein, wenn sie ungezogen.

Einst ging die Ziege in den Wald. Sie wollte Milch und Futter holen. „Bleibt schön im Haus, ich komme bald!“ so hat den Geißlein sie befohlen.

„Verschließt die Tür von innen gut! Euch könnt ein Unglück widerfahren. Seid vor dem Wolf in sicherer Hut, sonst frisst er euch mit Haut und Haaren.“

Kaum war sie aber aus dem Haus, da schlich der Wolf sich an die Pforte. „Macht auf, ihr Zicklein!“, rief er aus. Doch klangen grollend seine Worte.

Da meckerten die Zicklein fein und sagten zu dem Isegrime: „Du kannst nicht unsre Mutter sein. Die hat nicht solche raue Stimme.“

Enttäuscht verließ der Wolf den Ort. Er kehrte ein bei einem Krämer und kaufte ein Stück Kreide dort, dass seine Stimme würd' bequemer.

Ganz leise klopfte er wieder an - so klopfte auch die Mutter immer. „Macht auf, ihr Kleinen!“, rief er dann den bangen Zicklein drin im Zimmer.

Da meckerten die Zicklein fein, weil ihnen Vorsicht war geboten: „Du kannst nicht unsre Mutter sein. Die hat nicht solche schwarze Pfoten.“

Zum Bäcker ging der Wolf nun schnell. Mit Teig beschmierte er behende die Pfoten, steckte sie ins Mehl, dass weiß sie würden, wie zwei Hände.

Er eilte abermals zum Haus der Zicklein, eh noch kam die Mutter. „Macht auf, ihr Kinder!“, rief er aus. „Ich bring euch allen frisches Futter.“

Die Zicklein blickten durch den Spalt. Sie glaubten Mutti dort zu sehen und öffneten, doch, weh! schon bald war's um die Armen dann geschehen!

Der Wolf ist ein gefräßig Tier, und unersättlich ist sein Magen. Er schluckte voller Hast und Gier die Zicklein alle ohne Zagen.

Dann machte er sich aus dem Staub. An einem Baum legte er sich nieder. Dort ruhte er auf frischem Laub und sonnte seine satten Glieder.

Als bald die Geiß nach Hause kam, o Jammer, fort war'n ihre Kinder! Sie klagte laut vor Schmerz und Gram. Doch konnte das ihr Leid nicht lindern.

Sie fand den Wolf auf fauler Haut. Er lag auf schönen grünen Matten an einem Baum und schnarchte laut. Das kam der Mutter recht zustatten.

Sie lief nach Hause, brachte schnell sich Zwirn und Nadel, eine Schere und schnitt ihm damit auf das Fell, dass sie den vollen Bauch ihm leere.

Dann füllte ihm die alte Geiß den leeren Bauch mit scharfen Steinen, die aus dem Wald auf ihr Geheiß nun schnell herbeigebracht die Kleinen.

Der Wolf, der sich schön ausgeruht, erhob sich schwer von seinem Bette. Doch war's so übel ihm zumut, als ob er Kalk gefressen hätte.

Er reckte sich, er streckte sich und straffte seine starken Glieder. Die Steine drückten fürchterlich und zogen schwer wie Blei ihn nieder.

Weil er vor Durst und Schmerzen litt, ging er zum Brunnen auf der Heide. Da rappelte bei jedem Schritt es laut in seinem Eingeweide.

Und als er sich in großer Hast zum Brunnen gierig niederbückte, da zog ihn tief der Steine Last ins Wasser, das ihn oft erquickte.

Der arme Wicht war übel dran! Er musste jämmerlich ersaufen. Und sieben Zicklein, die es sahn, sie kamen schnell herbeigelaufen.

Sie tanzten bis zum Abendrot am Brunnen froh und schrien und sangen: „Der Wolf ist tot, der Wolf ist tot! Nun hat ein Ende unser Bangen.“

Auch ihre Mutter kam heraus zum Brunnen übers alte Brücklein... Doch halt, hier ist mein Märchen aus vom Wolf und von den sieben Zicklein.

In Reinform umgearbeitet von Friedrich BOLGER  
Bild: kinderbox.ru/

Seite vorbereitet von Erna BERG